V. Jahrg. Nov.—Dez. 1931 Nr. 11/12

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erik Homburger

Triebschicksale im Schulaufsatz

Sabine Spielrein (Rostow a. Don): Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen — Frieda Fromm-Reichmann (Heidelberg): Kindliche Darmträgheit infolge falscher Erziehung — Alfred Zander (Kassel): Onaniebekämpfung vor 120 Jahren — usw.

Preis dieses Doppelheftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 9·—*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr 9·—*

In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

„Psychoanalyse des Kinderzimmers" von Alice Bálint

„Spielen und Spiele"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-
ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

V. Jahrgang Nov.—Dez. 1931 Heft 11/12

Triebschicksale im Schulaufsatz

Von Erik Homburger

Vorbemerkung

Die hier bearbeiteten Schriften einer Schulgruppe von Halbwüchsigen entstammen dem Besitz von Mrs. Dorothy Burlingham (New York), die vor Jahren eine kleine Schule gegründet hat. Dort war es üblich, daß sie einige Male im Jahr die Kinder bat, ihr eine Frage in freier Form zu beantworten. Die Themen waren etwa so gehalten: „Was wolltest du sein, wenn es dir freistünde zu wählen?" „Wie wirst du einmal deine Kinder erziehen?" oder: „Was würdest du tun, wenn du plötzlich allein auf der Welt wärst (also etwa keine Eltern mehr hättest) und müßtest dir nun alleine weiter helfen?" Genau brauchte die Frage nicht genommen zu werden; die Schulmutter bestätigte das jedesmal in besonderer Weise: auch eine Erzählung war willkommen. Dermaßen ermutigt, überschritten nun die Kinder die Grenzen des Aufsatzes und folgten der Anziehungskraft innerer Bedrängnisse und Wünsche.

Besonders die Antworten auf die dritte Frage legten es uns dann nahe, den inneren Zusammenhang der zeitlich auseinander liegenden Arbeiten psychoanalytisch zu ordnen. Hier erlaubten sich die Kinder eine frappante Abschweifung: sie schilderten zumeist den phantasierten Tod der Eltern so ausführlich, daß sie darüber hinaus gar nicht mehr zur praktischen Seite der Frage kamen. Zwölf Kinder beschrieben den Tod von fünfzehn Eltern, wobei nur sechs friedlich starben; drei wurden ermordet, vier verunglückten und zwei endeten im Gefängnis. Die Kinder hatten (mit Nietzsche zu sprechen) lieber erzählt wovon, als wozu sie frei sein wollten.

Eine Frage taucht mit Sicherheit auf: Sind diese Kinder durch die Psychoanalyse beeinflußt? Nun: einige sind analysiert, andere ahnen kaum, was das heißt. In der Behandlung der unbewußten Symbolik aber wird

man einen Unterschied dieser Kinder vergebens suchen; es sei denn einen solchen, den wiederum nur der Psychoanalytiker bemerkt. Was diesem auffällt, wenn er selbst eines der Kinder analysiert hat, ist interessant genug: das Unbewußte äußert sich in den Aufsätzen so naiv, als ob es nie psychoanalytisch berührt worden wäre; die neu produzierten Symbole aber bestätigen die Funde und therapeutischen Ergebnisse der Behandlung. — So scheint sich Freuds nachträgliche Bemerkung zu seiner ersten (indirekten) Kinderanalyse zu bestätigen, deren Objekt er als Erwachsenen wiedersah: die Kinder vergessen die Analyse wie der Erwachsene einen Traum. Er mag ihn noch in der Nacht analysiert haben, um ihn bewußt zu nutzen: „am Morgen sind Traum und Analyse vergessen".

I

Die Helläugige

Ein Mädchen von elf Jahren lacht bei der Themengebung lustig auf, als wollte sie sagen: jetzt werde ichs euch zeigen! — dann schreibt sie:

„Einmal im Frühling, da bekam ich das Frühlingsfieber. Ich mußte in der Schule immer zum Fenster hinausschauen, ob der Himmel noch blau war und ob die Knospen schon platzten. Ich war so aufgeregt. Nach der Schule rannte ich fort und ließ mein Haar hinter mir fliegen. Das machte so schön kühl. Zu Hause verschlang ich schnell mein Essen, dann zog ich meine Sandalen an, ganz ohne Socken, und lief hinaus auf eine schöne grüne Wiese. Die Bienen summten und die Schmetterlinge gaukelten von einer Blume zur anderen. Ich sauste die Wiese hinauf und hinunter und warf mich in das kühle, feuchte Gras. Ich rollte mich herum und blinzelte in die Sonne und bewegte mich nicht für eine lange Zeit; aber da wurde ich wie ein Pudding gebacken. Wie ich dort lag, kam ein kleines Häschen gehüpft und wackelte mit seiner Stumpfnase. Ich streckte meine Hand aus und streichelte es ein bißchen. Auf einmal aber sah ich ein Pferd wild herumrennen, gerade wie ich es getan hatte. Da sprang ich auf und hinüber zu dem Pferd und hinauf auf seinen Rücken. Und es sauste davon. Im Galopp und Galopp und im Lauf und Trab saß ich auf dem Pferd — aber dann fiel ich herunter und streckte Arme und Beine in der brennenden Frühlingssonne. Die Bienen summten und brummten und die rote Sonne leuchtete durch meine Augenlider . . . ich erwachte und schaute um mich."

Hier merkt sie, daß sie ein bißchen zu weit entflohen ist — für ein kleines Mädchen ihres Alters. Und trotzig setzt sie an den Rand: „Das wäre der Weg, abgehärtet zu werden, gerade wie meine Mutter es nicht erlaubt."

Denn es sind, so spürt sie, die Verbote der Mutter, die in dieser Flucht ins allzu Natürliche übersprungen werden; einfache, alltägliche Verbote: man darf sein Essen nicht verschlingen, man darf nicht ohne Socken gehen und sich nicht im feuchten Gras wälzen; aber auch undeutlicher und

darum gefährlicher Verbotenes: das Häschen streicheln und dann vom herrischen Roß träumen. Unerlaubt jedenfalls der ganze Ton; denn der Wille zum schrankenlosen Gefühl beherrscht ihn, nicht der Wille zur „Abhärtung", wie das Mädchen den dafür empfänglichen Lehrer (und Leser . . .) glauben machen möchte.

Fürs weitere merken wir uns ein Detail. Der erste der fluchtartig verwirklichten Wünsche ist: das Haar flattern lassen. Nun hat der Lehrer gelegentlich gehört, daß die Kleine als Kind besonders schönes Haar gehabt hatte, welches aber auf Veranlassung der Mutter gekürzt worden war. Einen unverständlich tiefen Eindruck soll dieser Verlust auf das Mädchen gemacht haben, lange soll er der Mittelpunkt allen Grolls gegen die Mutter gewesen sein. Kann das „Haar flattern lassen" als erster Punkt der Revolte ein Zufall sein?

*

Ein andermal schreibt sie:

„Ich möchte so viel Kinder haben wie möglich. Sie sollen nicht so eingepackt in Windeln und Decken sein, wenn sie klein sind. Das ist doch viel zu heiß und stickig." Dies nur, um die Mutter wieder zu bedenken. „Bevor ich Kinder habe, möchte ich wahnsinnig viel reisen: nach Italien und Griechenland, nach Ägypten, Sibirien und Afrika. Ich möchte auch Holz schnitzen. Ich möchte sehr alt werden, daß ich sehen kann, was nachher geschieht und dann, wenn ich sterbe, möchte ich alles, was ich auf der Erde nicht wüßte, nachher erzählt bekommen. Dann möchte ich alle tausend Jahre zur Erde kommen und alles besichtigen, was Neues gekommen ist. Ich möchte ein Glashaus haben."

Ein Wunsch, ins Unbegrenzte phantasiert wie die früheren: Schauen! Aber auch hier schreckt sie auf: „Hoffentlich wird das meinem Mann gefallen, wenn nicht, dann o weh!" Denn die Rolle des Verbietenden, denkt sie, wird ja immer besetzt sein.

Übrigens will sie auch reproduzieren, nicht nur schauen: sie will in Holz schnitzen. Hier nun ist der Platz anzumerken, daß das Mädchen zeichnerisch und malerisch hoch begabt ist. Ihre Produktionen tragen denselben runden und fröhlichen Charakter wie ihre Buchstaben und ihre Sätze.

*

Beim dritten Male hören wir eine kleine Geschichte, als freie Antwort auf die Frage, was sie, plötzlich auf sich selbst gestellt, anfangen würde?

Die Geschichte handelt von einer Familie, die es sehr gut hat: zwei Autos stehen zur Verfügung und Pferde zum Reiten. „Diese Leute hatten ein Mädchen, ungefähr vierzehn Jahre alt, die sehr eitel auf ihr langes, lockiges Haar war." Nun kam das Unglück: der Vater verunglückte, wurde Invalide, trank, machte Schulden und kam ins Gefängnis. Des Mädchens erste Idee war: „sie wollte hinauslaufen vor die Stadt, viele Blumen pflücken und sie verkaufen. Während die Mutter Arbeit suchte, pflückte sie Blumen, riesengroße Sträuße, und band

sie zusammen mit ihrem herrlichen Haar. Dann lief sie zurück und, indem sie immer nach dem Weg frug, kam sie zuletzt sehr ermüdet nach Hause." Am anderen Tag versuchte sie vergebens die Sträuße zu verkaufen. „Nur ein Mann kam, verlangte einige Blumen und gab ihr zwei Pfennige. Er sagte ihr, was für herrliches Haar sie hätte und vielleicht könnte sie eine Menge Geld bekommen, wenn sie es verkaufen würde. Sie dachte: das ist doch eine gute Idee, und rannte über die Straße zu einem Friseur und fragte, ob er ihr Haar haben wollte. Oh, was für liebliches Haar du hast, aber es ist schmutzig, laß es mich waschen und dann will ich es kaufen. Sie bekam eine ganz kleine Summe, mit der sie zu ihrer Mutter lief, die so glücklich war und ihre Tochter gescheit und lieb fand."

Nun ist das Thema „Haar" also wieder gekommen, in gewichtigerer Form. Aber seine Behandlung gibt ein Rätsel zu lösen: Das Mädchen, das sich von der Mutter der Haare beraubt fühlt, erzählt, wie ein Kind der Mutter zuliebe die Haare opfert.

*

Eine (vorerst nur thematische) Verbindung der ersten und dritten Phantasie ist gegeben; wie ist die zweite einzureihen? Sie enthielt neben dem Wunsch zu schauen den Wunsch zu gestalten und ließ uns daran denken, daß das Mädchen künstlerisch hervorragend begabt ist. Sehen wir die Themen „Künstler" und „Haar" nebeneinander, so ergibt sich sofort eine höchst vulgäre Gedankenverbindung. Eine breite Schicht von Künstlern ist es ja, die eine Neigung hat, das eigene Haar hoch zu bewerten und sich eben im Haarschnitt deutlich von anderen Menschen abzuheben; man kann es eine Art Kult mit sich, einen Narzißmus nennen, den sie auf diese Weise sehen lassen. Folgen wir diesem Anklang, so bemerken wir, daß es nicht etwa die persönlich eitlen Züge sein müssen, die den Narzißmus des Künstlers dokumentieren, hat er doch in seinen Werken ein umfassenderes Mittel, das Gleichnis seines Wesens auf eine Ebene der Kultivierung zu erheben, welche allen sichtbar ist. Und es muß zum Reiz des Kunstwerkes wie ein andermal des Künstlers selbst gehören, was Freud als das Anziehende des Kindes und Tieres und des narzißtischen Weibes bezeichnet hat: seine „Selbstgenügsamkeit und Unzugänglichkeit", ein Stück souveräner Welt, das sich keine Verkleinerung gefallen läßt. Doch kennt man aus dem Leben des Künstlers auch den Rückschlag — zu einer Art Verlassenheit, in die er getrieben wird, wenn er der Selbstliebe gerade triumphalen Ausdruck verliehen hat, vielleicht einen triumphaleren, als es die eigene kulturbeschränkte Seele, in ihrer Angst vor der Hybris[1], ertrug. In einem langen Leben mag der Künstler dieses Schwanken zwischen den Polen stetig erleben und auch dieses wiederum darstellen; gegenüber einem kurzen Dasein und ungetrübt lichtvollen Werk wie dem eines Raphael oder

1) Griechisch: Überhebung, die den Göttern zu nahe tritt und deshalb von ihnen bestraft wird.

Mozart sagt es die Meinung der Menschen: der Traum, ein Liebling der Schönheit zu sein, kann nur kurz dauern.

*

Dieses (schnell ins Allgemeine gehende) Thema nun finde ich, freilich auf infantiler Stufe, in den ersten Phantasien des Mädchens angedeutet: Schrankenlose Hingabe an die eigenen Gefühle und an die Natur als deren wohltuende Ergänzung — und dann das Erschrecken. Wovor das Kind erschrickt, ist aber nicht die Schicksalsmacht, die aus dem Innern warnt; nein, einzig diese Mutter hindert zu tun, was die Sinne wollen. Daß sie ihr die Haare abschnitt, war ja nur das aktivste Beispiel dafür, wie sie gegen alle Gelüste stand; es traf das stärkste: sich schön zu finden und bewundern zu lassen. — Wenn ich so unser kleines Mädchen und seine Probleme auf dem Weg sehe, der mit einer heftigen und verwundbaren Selbstliebe beginnt und der dann viele Seitenwege in die kranke und in die musische Sphäre ausschickt, so habe ich zugegeben, daß gerade der Weg der Begabten sich für die psychologische Forschung im Dunkel verliert; während die Wege der narzißtischen Erkrankungen von der Psychoanalyse schon aussichtsreicher angegangen werden.

Über die Begabung hat die Psychoanalyse bis jetzt wenig gesagt. Doch befinden sich darunter Arbeiten I. Hermanns, die in unsere Richtung zeigen. Er schreibt etwa in der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (IV, 11/12): „Wenn wir unser Augenmerk auf eine . . . meiner Erfahrung nach notwendige Auslösung der zeichnerischen Begabung, auf den Komplex der körperlichen Schönheit richten, so finden wir, daß diese Schönheit in vielen Fällen, besonders in der Kindheit, tatsächlich vorhanden ist. (Ein hervorragender Malerpatient war in seiner Kindheit so schön, daß schwangere Frauen zu ihm gekommen sind, um sich an ihm ‚zu versehen')."

Ob in der Kindergeschichte seiner Patienten das Haar eine Rolle gespielt hat, teilt Hermann nicht mit. Deshalb will ich ein Knabenschicksal anfügen, welches diese Analogie mit unserem Mädchen aufweist: Als Kind besonders schön, bemerkte der Junge vor allem, daß die Leute sein volles Haar bewunderten. Als seine Mutter es abschneiden ließ, glaubte er seine ganze Anmut verloren — und büßte sie vor Trauer wirklich ein. Er wurde später ein begabter Zeichner.

Auch der Narzißt der Bibel, Absalom, Liebling seines Vaters und Empörer gegen ihn, wollte von seinem Haar nicht lassen. Erst wenn es seinem Nacken zu schwer wurde, ließ er es abschneiden und unter dem Beifall des Volkes wiegen. Vielbewundert suchte er auch Nachruhm, indem er sich eine Säule errichten ließ: in seinem Volk eine außerordentliche Geste. Sein langes Haar aber wurde ihm später zum Verhängnis; in einer Schlacht gegen seinen Vater blieb er, unter einem Baum reitend, an den Ästen hängen — und wurde getötet. Das Volk lobte den Tod des Empörers, den es mit seinem Beifall unterstützt hatte; jedoch sein Vater David bejammerte

ihn. Bis ein Getreuer die bittere Wahrheit aussprach: „Wenn dir nur Absalom lebete und wir heute alle tot wären, das deuchte dich recht sein." — So wird Selbstliebe bestraft, sagt die Bibel; aber seht auch die unvergängliche Wirkung des Wesens, das bis in unser Erwachsenenleben hinein die Sicherheit kindlicher Selbstliebe durchzusetzen versteht. Denn die Menschen schwanken stets, ob sie bewundern oder empört sein sollen (das Volk richtet sich da nach dem Erfolg), wenn einer aus ihrer Mitte einen Trieb im vollen Licht erscheinen läßt, der ihnen selbst schon früh mit Verbot und Schuldgefühl verschüttet wurde. Der Empörer Absalom hatte, wie wir später erklären werden, zu wenig Schuldgefühl, seine Erziehung zur patriarchalischen Gesellschaft war mißglückt.

Auch bei denen, die den Narzißmus zu erhöhen suchen, auf den sie nicht verzichten können, auch bei den künstlerisch Begabten wird es eine Frage sein, ob ihnen die Erhebung in die musische Sphäre, wo Selbstliebe im Gewande der Schönheit das bewußte Urteil der Menschen zum Schweigen bringt, ganz glückt; oder ob ihr noch Züge von Eitelkeit oder Krankheit anhängen — also ohne Schuldgefühl durchgesetzte oder trotz Schuldgefühls unverwandelbare Züge des Narzißmus.

*

Hier erhebt sich nun eine fundamentale Frage, vor der wir allerdings Halt machen müssen; sie sei nur noch gesichtet. Sowohl das kleine Mädchen als der Knabe, beide zeichnerisch begabt, haben eine Verwendung ihres Schönheitsbewußtseins von Seiten der Mutter erfahren. Ist dieses Erlebnis positiv für den Aufbau der Begabung zu werten? Ist es ein Verlustmoment, das gleichsam die Kompensierung auf künstlerischem Gebiet begünstigt?

Eine Stelle aus Goethes Erinnerungen (von Hermann zitiert) lohnt hier nachgelesen zu werden. Er schildert, wie schmerzlich ihn eine Entstellung durch Blattern getroffen habe. „Besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich selbst noch in späteren Jahren selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist er geworden; dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergötzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich herumgetragen . . ." Man ist nach unseren Beispielen versucht, hinter der verlachenden, abweisenden Tante die Mutter zu sehen. Nun, auch Goethe, der geniale Dichter, war ein begabter Zeichner; Hermann spricht bei ihm von einer gelegentlichen „Regression zum zeichnerischen Ausdruck", nach welchem Goethe besonders in Zeiten griff, da eine Frau ihn enttäuscht hatte.

Nun sind auch die Kinder, von denen ich berichte, keine schöpferischen, sondern nur eben sehr begabte Zeichner. Die Alternative zu unserer Frage lautet also: Vielleicht ist die erlittene Minderung des Schönheitsbewußtseins kein Faktor für die Entwicklung der Begabung, sondern für ihre Begrenzung? Interessant ist hier die Bemerkung Hermanns an anderer

Stelle, daß Goethe dem analytischen Forscher zwar Material aus seiner Jugend liefere, das mit seiner zeichnerischen Begabung korrespondiere, und Lionardo solches zu seiner dichterisch-denkerischen Begabung; beide aber keines zu der zentralen Leistung, mit der sie die Menschheit überstrahlen.

*

Für das Schuldgefühl selbst, dessen Maß und Manifestierung wir in den Phantasien des Mädchens aufsuchen wollen, erkennt Freud (im „Unbehagen in der Kultur") zwei Arten, die aus zwei verschiedenen Phasen der kindlichen Entwicklung stammen. Die erste entsteht aus „Angst vor der elterlichen Autorität", welche an bestimmten Stationen des kindlichen Lebens plötzlich Tendenzen verbietet, die das Kind soeben noch unter dem Beifall der Großen ausgelebt hat. Diese Erinnerung und gelegentliche Rückfälle erzeugen das Schuldgefühl als eine Angst, schützende Liebe zu verlieren. Das stärkere Schuldgefühl aber steht dem kleinen Wesen noch bevor, wenn es erst die Forderung der Großen, dem dauernden Druck nachgebend, zu seiner eigenen gemacht, sich ein Gewissen angeschafft hat. Wenn dann der Trieb sich doch noch empörend rührt: dann steht eigenes Urteil gegen eigenen Trieb — und man fühlt sich in unlösbarer Weise schuldig; wer soll jetzt strafen, da die äußere Autorität nichts weiß oder nicht mehr da ist? In dieser Spannung sucht der Mensch vom Schicksal die Bestrafung zu erreichen; er gebraucht Gott und die Welt, sein drängendes Gewissen zu befriedigen, sich zu demütigen, sich krank zu machen — und dumm zu bleiben.

Die einfache Art des Schuldgefühls als die Angst vor der Autorität sehen wir in der Form der ersten zwei Phantasien unseres Mädchens. Da ist gesagt: dies und das möchte ich — aber die Mutter erlaubt es nicht. Die kompliziertere Form aber, in ihrer Verbindung mit dem Strafbedürfnis, spricht sich in der letzten Phantasie aus. Indem wir sie darlegen, lösen wir das Rätsel dieser merkwürdigen Geschichte.

Das Mädchen revoltiert nicht mehr; es opfert, was es am liebsten hat. Diese Strenge des Verzichts vermag den Unterschied zwischen der „Angst vor der Autorität" und der „Angst vor dem eigenen Gewissen" recht zu verdeutlichen. Hätte die Mutter je eine Opferung der Haare verlangt, wenn sie geahnt hätte, was sie bedeuten? In Wirklichkeit hat sie einem ästhetischen oder praktischen Gesichtspunkt ein paar Locken geopfert, die ihr unwichtig schienen. Warum ist das Gewissen, doch ein Stück der eigenen Person, nachträglich so viel strenger?

Weil es (nach Freuds Schilderung) eine an anderer Stelle der Person unverwendbare Aggression geerbt hat. Der Haß gegen die verbietende Macht nämlich, der zur Ohnmacht verurteilt ist, schlägt sich bei der endlichen Aufnahme des Erziehungsvorbildes (also bei der Bildung des Gewissens) ebenfalls ins eigene Innere — und wird von diesem Über-Ich in Besitz und Gebrauch genommen gegen das Ich. So erklärt es sich, daß die ersten

Phantasien des Mädchens (als Vertreter einer primitiveren Zeit) noch ein stolzes Ich in der ersten Person zeigen — die letzte Geschichte aber ein opferwilliges Mädchen in der dritten . . .

Und doch wäre das Rätsel des Opfers nicht gelöst, würden wir nicht auch eine geheime Erfüllung darin entdecken. Wie wir vom Künstler sagen konnten, er setze im Werk, hinter das er zurücktritt, das Gleichnis seiner selbst — so bietet das Mädchen sich selbst in der Gestalt der Haare, die es opfert, den Augen der Straße dar: Seht, so schön bin ich. Und die Phantasiegestalten akzeptieren, was die Mitmenschen nicht mehr gewähren wollen. Der kaum erwachte Triumph aber wird sogleich wieder durch jenes Wort der Erwachsenen verdunkelt, mit dem sie zuerst des Kindes Gelüste entwerteten: Wie schön ist dein Haar, sagen sie, aber es ist „schmutzig".

*

Etwas Geschichtliches schwingt beim Thema „Haaropfer" mit, das mahnt, auf die Symbolik des Haares in der Geschichte einzugehen; denn wir wissen ja, daß der Sinn uralter Gebräuche in unserem Unbewußten bewahrt ist und aus ihm redet. Allein kaum ein Symbol ist so schwer zu fassen, hebt seine wandelnde Betonung doch einmal den Wert der Frau hervor und einmal den Wert des Mannes. Gemeinsam scheint zu sein: Geschlechtswert und -Schönheit, Fruchtbarkeit; schließlich verkündet der Körper selbst mit sekundärer Behaarung die zur Fortpflanzung herangereifte Geschlechtlichkeit.

Als Fruchtbarkeitssymbol kommt das Haar auch dem am nächsten, was der künstlerisch Fruchtbare mit seiner Bewertung auszudrücken scheint. Allein in der Nähe des Mütterlichen werden alle Symbole schwerer faßbar, eine Erfahrung, welche die Geschichtswissenschaft mit der Seelenwissenschaft teilt.

„Haaropfer" hat es wirklich gegeben; zuletzt ist es die Kirche, die es als Zeichen der endgültigen Verbindung fordert. — In Sparta wurden die Mädchen vor der Hochzeitsnacht geschoren, was von Kundigen als ein Rest des uralten Aphrodite-Kultes betrachtet wird. Dort scheint das Haaropfer eine Ablöse der früheren Pflicht gewesen zu sein, durch Tempelprostitution dem aphroditischen Naturrecht Genüge zu tun.

Der Psychoanalyse nun ist das Haar zuerst als Preissymbol aufgefallen, seine Opferung bedeutete in diesem Sinne also eine Ablöse für die Kastration — gehörte bei der Frau jedenfalls dem unbewußten Vorstellungskreis an, der sich mit dem Mann-Sein und dem Nicht-Mann-Sein beschäftigt. Ich glaube aber, daß die an Freuds letzten Fundstellen weiter wirkende Forschung dem Umfang eines solchen Symbols gerechter werden wird; vergleicht er doch selbst die Überraschungskraft seiner neuen Einblicke in die prädipale Zeit der weiblichen Sexualität dem alarmierenden Reiz, welchen die Entdeckung der minoisch-kretischen Kultur hinter der griechischen für den klassisch Gebildeten gehabt hat.

II

Der Halbwüchsige

Bei einem Vierzehnjährigen hatte die erste Freie Aufsatzstunde ein wortloses Vorspiel, das seinen damaligen Zustand verdeutlicht. Als die anderen Kinder schon in ihren Zimmern waren, stand dieser Bursche noch wie traumverloren im Schulhof und warf sein Messer gegen eine Bretterwand, immer wieder, daß es feststak. Meinem Ruf folgte er zögernd; auf seinem Platz ergriff er den nächsten Fetzen Papier und zeichnete mit harten Strichen. Dann schob er das Blatt achtlos beiseite. Ich schaute es an: es war ein ausgerecktes Mannesglied darauf gezeichnet, durch geometrische Eckigkeit zu einem merkwürdigen Signum der Aggression gestaltet — und für den tagträumenden Jungen wohl unkenntlich gemacht.

Nach der Verkündigung des Themas saß er lange untätig und kaute an seinem Federhalter. Plötzlich aber schnellte er in die Höhe, erbat sich das Wort und fragte den Lehrer: „Kann man sagen: heute ist der Vater etwas nervös?" Der Lehrer erklärte das für sprachlich korrekt, worauf nun auf dieser Wortbrücke die innere Erregung und die äußere Anregung zusammentrafen. Folgende Geschichte entstand:

„Es ist Abend und der Vater Alfred kommt nach Hause und ist sehr nervös, was er sonst nie ist. Er hat zwei Kinder, ein Mädel mit achtzehn Jahren, das auch in die Arbeit geht und ein Mädel mit vier Jahren.

Am Morgen um sechs Uhr steht der Vater und die [Mutter][1] ältere Tochter auf und gehen zur Arbeit. Der Vater kommt eine Viertelstunde zu spät in die [Schule] Fabrik und von seinem Gehalt wird fünf Prozent abgezogen. Das [Kind] kleine Mädchen wacht auf und merkt, daß es von ihrer Mutter nicht geweckt wird. Deshalb steht es allein auf, zieht sich an, ißt ein Stück Brot und geht in die Schule. Der [Vater] Greisler, der jeden Tag kam, hörte auf einmal jemanden schreien aus der Wohnung, geht hinein und sieht [die Mutter] die alte Frau auf dem [2] liegend blutüberströmt. Jetzt schreit sie nicht mehr — sie ist tot. Der Vater wird von der Arbeit geholt." Es folgt nun eine Untersuchung, bei der auf Grund von Indizien festgestellt wird, daß der Vater (der ja zu spät in die Fabrik gekommen ist) noch einmal nach Hause gegangen war und die Mutter ermordet hatte. Er wird trotz seines Leugnens „lebenslänglich verurteilt." Dieser Teil ist stilistisch ganz Reportage, und am Ende — wird die ganze Geschichte durchgestrichen. Nur ein Finale behält Geltung, kurz und strafend: „Die einzigen Verwandten, die die Kinder nun hatten, waren sehr geizig und sagten, die Kinder sollten sich nur allein ernähren."

Um den unbewußten Sinn dieser Geschichte zu finden, verarbeiten wir das auffälligste Phänomen: die Streichung, welche zuerst einzelne Wörter betraf und am Ende das Ganze. Die getilgten Wörter sind „Mutter",

---

1) Die eckig eingeklammerten Worte sind im Original durchgestrichen.
2) Fehlt ein Wort.

„Schule", „Kind", „Vater" und „Mutter" — doch wohl keine nebensächlichen, zufällig abgelehnten Wörter für einen Jungen, dessen Leben sich zwischen der Schule und den nächsten Verwandten abspielt. Es liegt also nahe, daß ihm bei der Schilderung einer fremden Familie immer wieder ein Gedankengang, der die eigene betraf, dazwischenkam — und unterdrückt wurde. Bestätigt es sich, daß eine solche Ablenkung zuerst durch die Tilgung einzelner Wörter abgewehrt werden sollte, so kann man in der Streichung des Ganzen ein Eingeständnis sehen, daß der vermiedene Gedankengang sich doch eingeschlichen hat und am Ende nur mit dem Ganzen verleugnet werden konnte.

In der Familie unseres Jungen figurieren: der Vater, die Mutter, die ältere Schwester (mit der er den Schulweg teilweise gemeinsam hat), der kleinere Bruder — und er selbst. Die Geschichte aber stellt vor: Vater, Mutter, große Schwester, kleine Schwester. Der Schreiber fehlt scheinbar. Nun ist in jeder dieser Erzählungen die Hauptperson leicht als der Schreibende selbst zu erkennen, auch wenn er, in eine Phantasiesituation gestellt, in dritter Person auftritt. Erzählt der Junge aus Versehen, daß der Vater in die „Schule" ging, so bestätigt er nur, daß er sich selbst als den Vater in der Erzählung fühlt; gibt er ihm versehentlich die „Mutter" mit auf den Weg, so hat er sich, in diesem Gefühl unklar, in der Paarkonstellation geirrt. Einmal dermaßen unsicher, genügt es ihm nicht, durch das Wort „Kind" den realen jüngeren Bruder verleugnet zu haben: Es wird durch „kleines Mädchen" ersetzt. Vielleicht geht man dann zu weit in der Vermutung, er hätte fast den „Vater" den Mord entdecken lassen, ihn, der ihn begangen haben soll. Aber daß das Wort „Mutter unerträglich ist und lieber durch das indifferente „alte Frau" ersetzt wird, bestärkt uns in der Annahme eines gefährlichen Gedankenganges, der die nächsten Verwandten des Schreibenden betrifft. Wir fassen zusammen: Der Junge ist unbewußt in dieser Phantasie der Vater — und der Mörder der Mutter.

Was die Sprache seines Unbewußten mit „morden" meint, hat der Junge vor zwei Jahren deutlicher und naiver dargestellt:[1]

„Ich machte oft kleine Grabungen und einmal fand ich einen Stock, der mir sehr komisch vorkam. Es gibt doch unzählige Stöcke, aber gerade der ist mir sehr aufgefallen. Ich ging in mein Zimmer und schaute den Stock näher an und sah nichts besonderes. Am Abend kam meine Frau nach Hause. „Na hast du wieder etwas gefunden?" fragte sie mich. Ich sagte: „Nein". [Als sie im Bett war[2]] Sie sagte: „Wie sollen wir denn leben, wenn du nichts findest?" und vor lauter Zorn legte sie sich ins Bett. Als sie schlief, schlich ich mich hin, nahm den Stock, was ich gefunden hatte und schlug ihrs auf das Gehirn. Sie [ruckte] wackelte noch ein bißchen und dann wars aus. Die Nachbarn

1) Damals für einen nicht psychoanalytisch orientierten Lehrer, der die Kinder frei schreiben ließ, die Ergebnisse aber erschreckt versteckte.

2) Durchgestrichen. Vergleiche das ausgelassene Wort in der anderen Geschichte.

merkten aber doch was und benachrichtigten die Polizei. Die Polizei kam und fragte mich, wo meine Frau ist. Ich sagte: „sie schläft". Aber sie glaubten es nicht und ich mußte sie in mein Schlafzimmer führen. Auf dem Stuhl lag der Stock und sie frugen mich, was mit dem Stock da ist. „Das ist ein Stock, den ich bei den Grabungen gefunden habe." Sie schauten meine Frau an und bemerkten, daß sie gesund ist. Sie gingen wieder fort. Ich war froh. Ich bemerkte, daß mein Stock Zauber in sich hatte. Also habe ich meine Frau gar nicht erschlagen. Wir zwei lebten mit unserem Zauberstock glücklich, bis wir starben."

Der Wunsch also, welcher als Mord verkleidet dem Gewissen genehmer ist, heißt: dem Weib sexuell, mit dem Glied, etwas antun. In dieses Bedürfnis erwachender Potenz mischen sich bereitwillig die Phantasien früher, kindlich-sadistischer Zeit, da man die Geschlechtsvereinigung als etwas Vernichtendes ahnte und dies teils bejahte, teils verdrängte. Sie geben dem Bemächtigungswunsch etwas Zorniges, kindlich Wütendes, das zur Entschuldigung auf das Weib verschoben wird; sie legt sich zornig zu Bett, kein Wunder, daß man dann selber zornig wird. Was man infolgedessen tut, erscheint dann doch nicht fern genug von schrecklicher Schuld, nicht nah genug an dem, was Erwachsene miteinander tun: es darf keine Vernichtung, nein, muß eine Zauberei sein, sogar ein Glück, das den Märchenschluß „bis sie starben" verdient.

Wir haben nun eine Symptomhandlung und zwei Phantasien auf eine Formel gebracht, die durch eine Zeichnung eindeutig illustriert wird: genital-aggressiv. Ein Bild, das man für die lebendige Person unseres Jungen nicht verallgemeinern darf. In Wahrheit kenne ich kaum einen, der Mädchen gegenüber zartfühlender und schüchterner sein kann und dem, wenn er wirklich verliebt ist, die Tränen so nahe am Rande stehen. Dies ist kein Widerspruch; regt doch, wie wir gesehen haben, jeder Wunsch zur erotischen Bemächtigung auch eine stürmische Aggression bei ihm an, die nur in der Schüchternheit eine Gegenströmung, nur in den Tränen nach innen gewendeter Qual einen Ausdruck finden kann.

*

Bis hierher haben wir ein bekanntes Phänomen der Pubertät skizziert; manchem Leser ist es vielleicht überflüssig erschienen, daß wir den Ursprung des sadistischen Zugs in die frühe Kindheit, in die genitale Periode der kindlichen Sexualität, verlegten. — Sehen wir nun die Kindheitsgeschichte dieses Schülers an, die den Schulakten beiliegt, so weist diese mit ihrem Hauptpunkt auf die noch frühere Periode, wo der Mund das lustspendende und notwendig von Versagung betroffene Organ ist. „Nach der Abgewöhnung von der Mutterbrust bekam der Knabe schwere Asthmaanfälle, die sein Leben von da an (bis vor einigen Jahren) beherrschten." Übrigens ist er ein schlechter Schüler, dem vor allem die Ausdauer mangelt.

In der Schule waren deren mehrere; vergleiche ich ihre Kindheitsgeschichten, so ergibt sich, daß auch sie in der Zeit der Abgewöhnung

krankhafte Symptome entwickelten. Ein Junge bekam im sechsten Monat Stimmritzenkrämpfe, die sich immer wiederholten (später als Ohnmachten mit sanftem Weinen darnach), wenn ihm ein Wunsch versagt wurde. Der dritte, dem man alle zwei Stunden die Brust gab, weil er entsetzlich brüllend darnach verlangte und der auch dann noch vor Gier wild zu beißen begann, zeigte ein schwer verständliches Symptom: er stieß während des Schlafs oft mit dem Kopf an die Wand, nach den Angaben seiner Mutter so stark, daß man ihn wegen der Nachbarn in den inneren Räumen der Wohnung unterbringen mußte.

Diese drei Knaben haben (außer ihrem schnellen Resignieren vor schweren Aufgaben) einen aufflackernden Jähzorn gemeinsam, der sich rasch in gelähmte Blässe verwandelt.

Der Jähzorn verrät eine besinnungslose Aggression bei Gelegenheiten, wo normale Menschen zornig oder planmäßig rachsüchtig werden; dem Jähzornigen gelingt meist keine andere Rache als die an sich selbst. Denn das Maß seiner unbesonnenen Aggression drohte ungehemmt den Gegner wahrhaft zu vernichten; zugleich erwacht jedoch das infantile Gefühl der Ohnmacht gegenüber den ersten Objekten, denen der Jähzorn galt — und der Zorn schlägt sich nach innen. Mir scheint, dieser Mechanismus hat bei unseren Knaben sein Urbild in ihrer Reaktion auf die Versagung der oralen Zeit; ihre besondere orale Aggressivität mußte zurückgewendet orale Erregungssymptome auslösen helfen — wie Asthma oder Stimmritzenkrampf.

Nun ist das Lesen und Lernen ein Aufnehmen nach oralem Vorbild. Rufen wir die Sprache als Zeugen auf: sie spricht vom Verschlingen eines Buches, von geistiger Nahrung, vom Saugen an den Brüsten der Weisheit. Zum Erarbeiten eines Stoffes aber gehört ein Maß oraler Aggression, man muß ihn durchkauen, um ihn zu verdauen. — Vergessen wir auch nicht das Stück ehrgeiziger Aggression gegen die Mitarbeitenden, das zum Aufstieg in der Arbeit unerläßlich ist. Gemeinsame Arbeit, kann man sagen, ist stetig organisierter Destruktionstrieb, geläuterte Nebenbuhlerschaft, erzwungen von Mächten, deren Aggression allen zusammen gefährlich wird, wenn man sie nicht gemeinsam ins Förderliche einbezieht.

Dieses Maß Aggression also, das man zur Arbeit braucht, ist bei unseren drei Knaben überschritten. Besser gesagt: das zur Arbeit wirklich Verwendbare ist zu gering, der unverwandelte Rest, welcher nackte Aggression fordert, zu groß. Sie können sich eines Stoffes nicht bemächtigen, weil von ihnen das Vernichtungsartige der Aneignung zu sehr gespürt wird — und weil sie erfahren haben, daß sie am Ende diese Vernichtung gegen sich selbst wenden müssen.

Das aber ist das Bild, welches unser Junge gleich vielen Altersgenossen im Erotischen bietet: die übermächtige Aggressivität, sichtbar in Symptomen und Phantasien, macht vor dem erotischen Objekt halt, um das Objekt oder um sich selbst zu schonen.

In der Phantasie aber muß der Groll gegen die versagende Mutter auf-

leben — ein Groll, der auch die Ödipusphase überschattet hat und ihren gewöhnlichen Groll gegen den Vater, sowie die Angst vor seiner entmannenden Aggression anders und tiefer färben mußte. In dem „Mord“ unseres Knaben ist zwar der sexuelle Anteil der Ödipusphantasie unverkennbar; neben und über ihr aber auch sein aggressiver Teil, wie er sich bei solchen Knaben darstellen muß: als Ermordung — der Mutter.

III

Die Sanftmütige

Die Phantasien eines Mädchens, das sich durch Sanftmut hervortut, enthalten die Geschichte dieses Charakterzuges.

„Vergebliche Freundschaft (von Margarete, zwölf Jahre)

Es war einmal ein Kind namens Margarete. Eines Tages starben Vater, Mutter und Bruder von ihr. Margarete war sehr traurig, aber die Mutter hatte gesagt: ‚Sei nicht traurig, denn im Himmel hab ich es viel schöner und wenn Gott will, so wirst du mich im Himmel wiedersehen‘. Sie machte eine Pause und sagte dann weiter: ‚Sei recht fromm und vertraue auf Gott, so wirst du einst doppelte Freude haben‘. Die sterbende Mutter bat die Familie Castelneau, daß Margarete zu ihnen kommen kann, weil dort die Yvette war, die sie gern als Freundin hätte, denn noch nie hatte Margarete jemanden von Herzen lieb, daß es eine Freundin hätte werden können. Viele Tränen hatte Margarete schon geweint. Castelneaus nahmen sie sehr gerne auf und die Mutter starb in Frieden.“ Das Glück bei Castelneaus dauerte nicht lange, die Familie wurde auf ihren Besitz nach Indien berufen; der Abschied war schwer: „Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung; sie starrte nach der Richtung, wo der Zug verschwand, lange stand sie so da, dann fiel sie mit dem Schrei ‚Yvette‘ in eine tiefe Ohnmacht. Als sie wieder aufwachte, befand sie sich in dem großen Zimmer bei Meyerheims. Sie sprach kein Wort, stillschweigend sah sie in die Richtung nach Indien. Oftmals stöhnte sie, ihr Gesichtsausdruck hatte sich geändert, traurig sah er aus, dunkle Trauerschatten zogen sich auf ihrem Gesicht entlang. Man sah einen Ernst, den man früher gar nicht gesehen hatte. Still war sie, stille Ergebenheit malte sich auf ihrem Gesicht. Manchmal hörte man, wie sie ganz leise seufzte: ‚Yvette!‘ Endlich stand sie auf, ging hinaus in den Garten. Dort konnte sie ihrem Schmerz ungestört Luft machen. Laut ächzend und stöhnend saß sie da. Plötzlich schwieg sie still, noch einmal sagte sie ‚Yvette‘, dann aber sang sie ein Lied hinaus der untergehenden Sonne nach. Dann ging sie beherrschend (!) und ruhiger als zuvor in das Zimmer hinein.“

Der nächste Tag war Sonntag. Schon ganz früh stand sie auf und ging in die Kirche, wo sie wieder auch viel Trost erhielt, denn der Pfarrer erzählte von den Christenverfolgungen. Auf dem Heimweg von der Kirche traf sie einen weinenden Jungen und ahnte, daß seine Mutter sterbe. Der Vater (hörte sie auf ihre Frage) sei am Morgen „still wie noch nie weggegangen“. Sie ging mit dem Jungen nach Hause und sprach sehr schön mit ihm am Totenbett der

Mutter — bis er „still an dem Bett der Mutter einschlief." Sie ging befriedigt weg.

In der Folge führte sie ein gleichmäßig trauriges Leben, in der Schule das einzige Mädchen. Die anderen waren alle grobe Buben. Eines Nachts aber konnte sie nicht schlafen, sie sah hinaus, der Mond leuchtete bleich auf die Ebene, sie ging hinaus, schaute in die Richtung Indiens und rief ganz laut Yvette, Yvette, sehe ich dich auf der Erde nicht mehr, oh helft den Kindern bei so etwas, oh Gott, nimm mich auf in dein Reich, dann sank sie nieder, noch einmal wiederholte sie leise Yvette und starb."

Wenn dieses Kind sich also in eine Lage hineindenken soll, wo es allein in der Welt steht (dies war das Thema), so gleitet es von der ökonomischen Seite des Problems so tief ins Gefühlsmäßige, daß der Abschied von einer Freundin überragende Bedeutung bekommt, nur die Begegnung mit einem verlassenen Knaben und die Schilderung verfolgter Christen vorübergehend zu trösten vermögen und daß schließlich nur der Tod dem Jammer gerecht wird. Das „Helft!" am Ende klingt jedoch plötzlich sehr unmittelbar im sonstigen Gemenge der Gefühle; man horcht auf, — um sich nur noch mehr zu wundern, daß eine solche Schmerzfähigkeit so gar nicht beim Tod von Vater, Mutter und Bruder gereizt wird, die zu Beginn alle an einem Tage verschwinden, nur mit schnell getrösteter Trauer bedacht. Wer mag Yvette sein, welcher der größere, der tödliche Schmerz gilt? — Doch zunächst hören wir noch einmal vom Tode einer Mutter.

*

„Wie ein Mädchen sanftmütig den Tod der Mutter ertrug

Es war einmal ein Mädchen namens Yvette, sie war ein liebes demütiges Mädchen, sie wohnte in einem kleinen Häuschen, ihr Vater war nach Sibirien verschickt. Yvette hing sehr an ihm, aber sie ergab sich ruhig in dieses Schicksal..." Die Mutter lag krank zu Bett. Weihnachten nahte. — Der Weihnachtsabend war eine herrliche Mondnacht. Yvette ging lange in der Schneelandschaft spazieren, bis eine Stimme vom Himmel ihr zurief, daß man es nach dem Tode nur noch schöner habe. Getröstet „schritt sie durch die Haustür, dann lauschte sie an der Stubentür, sie hörte keinen Laut, da öffnete Yvette leise die Tür." Sie fand die Mutter sterbend. Es war ganz still im Zimmer, nur ab und zu wurden ein paar Worte gewechselt, die niemand verstand. — Dann legte Yvette die Mutter wieder zu Bett, ihre Arme fielen schlaff hinunter, sie war tot. Aber auf ihrem Gesicht war ein seliges Leuchten. Yvette sank auf die Knie vor ihrem Bett und ließ den Kopf auf die Kissen sinken und betete. Dabei sank sie in einen tiefen gesunden Schlaf."

Nun ist Yvette also die Tochter, der die Mutter stirbt. Auch sie läßt sich durch die Aussicht trösten, daß das Leben nach dem Tod so viel schöner sei — die Sterne haben es ihr gesagt — und sie betätigt den Glauben daran durch einen tiefen, gesunden Schlaf. Vorher aber hatten

die beiden „Worte gewechselt, die niemand verstand" — ein Satz, der seine Deutung offen läßt.

In der dritten und letzten Geschichte wird das Pflegen, zu dem das Kind so deutliche Hinneigung verraten hat, zum Beruf der erwachsenen Margarete geworden sein. Da es nun Hauptthema wird, greifen wir zu der alten Mappe, die schon den „Mord" des Halbwüchsigen aufklären half, und entnehmen ihr einen früheren und deshalb unzweideutigen Hinweis dafür, was „Pflegen" diesem Kinde im Innersten bedeutet. Es hat zwei Jahre früher folgende Geschichte geschrieben:

„Ein Mädchen verirrte sich im Walde und sank schließlich am Abend erschöpft nieder. Traurig sagte sie: Der Bach, sie mußte innehalten, um neuen Atem zu schöpfen, der Bach hat mich irregeführt. Mitten in der Nacht erwachte sie durch ein Gezische und gar nicht weit von sich sah sie zwei Hirsche und eine Schlange, die Hirsche kämpften miteinander und die Schlange biß unentwegt in einen Hirsch, das Mädchen flüchtete auf den Baum, dort oben schaute sie dem unerbittlichen Kampfe zu, sie dachte immer: was geschieht jetzt? — Der Mond erleuchtete die Landschaft, jetzt erst merkte sie, daß der eine Hirsch krank neben der Schlange lag, die ihn fortwährend biß, der andere Hirsch stieß ihn, da sprang das Mädchen vom Baum, nahm den kranken Hirsch, pflegte ihn, bis er gesund war, durch seine Hilfe kam sie auf seinem Rücken nach Hause, die arme Mutter war glücklich."

Wir erkennen in diesem Traumbild die Wiedergabe eines Liebesaktes, von einer so unmittelbaren Kinderfrage begleitet („sie dachte immer: was geschieht jetzt?"), daß wir ein Erlebnis, eine wirkliche Beobachtung darin reproduziert sehen könnten. Wie dem auch sei, die Stellung dieses Kindes zum Liebesakt der Großen wird deutlich: sie bemitleidet den von der Schlange gebissenen Partner — sie pflegt die Frau. Dieser Teil, der die neueren Phantasien beherrscht, war also ursprünglich das Ende einer alten, inzwischen versunkenen Vorstellung; er ist ein erst später ausgeschmückter Rest von ihr, der sich hartnäckig behauptet.

Jedes konstante Gebilde der menschlichen Phantasie verdankt seine Ausdauer zwei polaren Faktoren: einem unbewußten Wunsch, der nicht abläßt zu drängen, und der Abwehr dagegen, die hartnäckig bleibt. Zeigt das Mädchen durch die Phantasierung einer Pflegeszene immer wieder, daß sich die „Urszene" in ihm rührt und daß es die Reaktion auf sie festhält, so muß die Erinnerung an die Urszene mit einem stets bereiten Triebwunsch verbunden sein, der durch die Phantasierung der Pflegeszene zugleich abgewehrt und erfüllt wird. Ja, nach Freuds Beobachtungen an zwangsneurotischen Symptomen (denen wir die konstanten Phantasien anreihen dürfen), müßte in der Entwicklung dieser Abwehrphantasien eine Tendenz liegen, die versteckte Wunscherfüllung allmählich in den Vordergrund zu rücken.

Zunächst ist uns klar: das Kind hat den Liebesakt als grausam verstanden und einen Schreck davongetragen, der nicht überwunden ist. Daß es ihn durch die phantasierte Betreuung der Mutter besänftigt, könnte man zunächst damit erklären, daß es eben ein sanftes und liebevolles Kind ist.

Dem widerspricht, was in den Schulakten über die frühe Kindheit des Mädchens aufgezeichnet ist. Sie schildern das ganz kleine Kind als trotzig und gelegentlich grausam — mit markanten Zügen. Ich fühle mich zur Mitteilung dieser Züge nicht berechtigt: das Intime ist persönlich, erst das Intimste wieder typisch. — Es war also ein zeitweise grausames Kind, das den Liebesakt als grausam für die Frau zur Kenntnis nahm. Wir vergegenwärtigen uns hier zunächst die Beziehung, die das Mädchen zur Mutter haben mußte, also die eine Hälfte ihrer weiblichen Ödipus-Situation. Was wir davon wissen, sagt uns: sie muß in frühen Gefühlen die Mutter beiseitegewünscht, totgewünscht haben; ein Impuls, der bei ihr wohl besonders stark, aber zusammen mit den anderen Strebungen der Ödipusphase aufgegeben werden mußte. Seiner ursprünglichen Stärke entspricht die Mächtigkeit des Dammes, der dem Impulse entgegengebaut wird: des Mitleides. In tausend Phantasien wird die Mutter gepflegt; daß es immer zum Tode ist — darin setzt sich die Energie des Triebes durch, der sein Wollen biegen, aber nicht brechen läßt.

*

In der letzten Geschichte ist Margarete die liebevolle Oberin eines Kinderkrankenhauses, in dem es sehr idyllisch zugeht. Rehe und Hasen bewegen sich zwischen den Gartenbettchen, wo liebliche Kinder ihrer Genesung entgegensehen. Aber ein kleines Mädchen ist ernster krank. Sie ist der Grund, warum die Oberin Margarete so traurig am Fenster steht und hinausschaut.

„Eine düstere Wolke liegt auf ihrer Stirn. Dann wendet sie sich um und sagt traurig, aber fest: ‚Unsere Ellen wird blind werden und vielleicht nimmt Gott sie bald zu sich auf den Himmel — aber ein liebes Herz und eine reine Seele hat sie bekommen und wird sie behalten‘."

Am Abend dieses Tages, an dem Margaretes Entschluß reift, zu den Hungernden nach Rußland zu gehen, sitzt sie bei der sterbenden Ellen und zeigt ihr den Himmel, wo sie nun bald sein und es gut haben wird.

„Die Sonne ging hinter den Bergen unter, da sagte Ellen: ‚Helfen Sie den armen Kindern, mein Vater hat mich geschlagen, aber mein himmlischer Vater wird gut sein‘, ganz leise sagte sie noch etwas, aber Margarete verstand es nicht, dann fiel Ellen tot auf ihre Kissen mit einem friedlichen Lächeln. Lange saß Margarete noch da, bis die Sterne am Himmel standen, dann sagte sie: ‚Wir haben eine Seele gerettet‘, dann ging sie in das Haus."

Nun ist die Seele gerettet; sie bezahlt mit der Sehkraft und mit dem Leben. Die Oberin lobt den umfassenden Verzicht, denn sie, als das bessere,

das pflegende Ich weiß es ja: lebend war Ellen eben durch das Sehen schuldig geworden. — Soweit ist es das Gewissen, das siegt.

Doch es kommt etwas hinzu. Wir hören noch einmal die Bitte, den Kindern zu helfen, und erfahren diesmal, woran sie leiden und sterben: ihr Vater schlägt sie. Der Vater? Wo spielte er in diesen Geschichten eine Rolle? In der ersten war er unbeweint gestorben, in der zweiten nach Sibirien geschickt. Der Vater des kleinen Knaben war „still weggegangen" — und jener Hirsch, der als männlicher Partner zu verstehen war, verschwand, als das Mädchen sich zum weiblichen neigte. Nun aber erfahren wir von einem spürbar anwesenden Vater — im Gegensatz zum fernsten, dem himmlischen, dem die Vater-Imago offenbar zuschwebt.

Freud hat eine Abhandlung geschrieben: „Ein Kind wird geschlagen." Diese Phantasievorstellung, führt er aus, habe er oft bei hysterischen und zwangsneurotischen Patienten, häufiger Patientinnen, gefunden, und er vermute ihr öfteres Vorkommen bei Gesunden. Er bezeichnet diese Vorstellung als den Endausgang einer Entwicklungsreihe von Phantasien, die er vor uns aufrollt. Die erste, frühkindliche heißt: „Der Vater schlägt das mir verhaßte Kind." Sie ist eindeutig nebenbuhlerisch orientiert: „nicht sicher sexuell, nicht selbst sadistisch, aber doch der Stoff, aus dem beides werden soll." Die zweite Vorstellung aber ist masochistisch: „Ich werde vom Vater geschlagen." Sie ist die folgenschwerste, wird selten bewußt. „In einem der Fälle dürfte der Inhalt sich wieder ins Bewußtsein wagen, wenn das eigene Ich durch leichte Verkleidung unkenntlich gemacht war." Die dritte, wiederum bewußte Phantasie aber heißt ungefähr so: „Buben werden (vom Vater oder Lehrer) geschlagen."

Diese letzte Phantasie kann man bei Margarete hinter der Vorstellung suchen, daß sie in der Schule „unter lauter bösen Buben das einzige Mädchen" ist. Die zweite, masochistische, haben wir in der Szene der sterbenden Ellen gehört; wie mag das früher sadistische Kind zu ihr gekommen sein?

Freud meint, vor dem Auftreten der zweiten Phantasie müsse der Ödipuskomplex untergegangen und mit der Verdrängung das Schuldbewußtsein entstanden sein: „das Moment, welches den Sadismus zum Masochismus umwandelt." Alle Wünsche der Ödipuszeit erscheinen nun ins Gegenteil verkehrt oder gegen die eigene Person gerichtet: Statt daß man der Mutter Böses wünscht, pflegt man sie; statt daß ihr Böses geschieht, wird man selber geschlagen; für die erwartete Liebe aber erfährt man vom Vater Mißhandlung und haßt ihn also, statt ihn zu begehren.

Der Vater, als das ursprüngliche Objekt der sexuellen Liebe, kehrt erst wieder, wenn das Mädchen sich scheinbar am tiefsten straft: wo es aus der pflegenden Rolle in die sterbende gleitet. Da tritt er als der Vollstrecker all des Bösen an ihr auf, was sie der Mutter (um seinetwillen) gewünscht hatte. Aber das Unbewußte hat den Zusammenhang zwischen

Mißhandlung und Liebesakt wohl bewahrt — wie ja die Sprache seiner verschiedenen Schichten mit sehr Gegensätzlichem oft nur ein und dasselbe meint. Indem es die frühere Schmerzlust aktiviert, vermag sich das Mädchen auch die Liebe, die es als grausam aufgefaßt hat, zu wünschen.

IV

Der Unzugängliche

Ein Junge mit blanken Augen und rundem Gesicht ist der erste, der seinen fertigen Aufsatz dem Lehrer bringt und (zum Unterschied von der gewissen Scheu der anderen Kinder) bittet: „Lesen Sie, lesen Sie es gleich." Bald kommt er wieder: „Haben Sie gelesen? Schön? Das möchte ich wirklich!" oder: „Das habe ich alles wirklich erlebt!" Dabei legt er die Hand auf die Schulter des Mannes, anerkennungsbedürftig, ja liebesbedürftig — eine Gewohnheit, die der Lehrer schon von hundert Situationen her kennt, wo der Junge zutraulichen Unsinn schwatzt, ohne je ernsten Kontakt, Arbeitskontakt zu suchen. Strebt der Lehrer diesen an, steht er vor blanken, unverständigen Augen.

*

„Es war einmal ein Junge, der wollte gerne den Kanal sehen und so schlich er sich eines Tages auf ein Schiff, und als das Schiff den Hafen verließ, kroch er in ein Rettungsboot und er hatte eine Menge Essen mit. Als sie zum Kanal kamen, schaute er zu einem kleinen Loch heraus und wen, glaubt ihr, sah er?

Er sah seine Mutter und seinen Vater auf dem Deck des Schiffes, auf dem er war und so paßte er auf, welche Leute an der nächsten Station ausstiegen, aber sie taten es nicht.

Nun aber hörte er, wie sein Vater sagte, daß sie an der nächsten Station aussteigen wollten. So folgte ihnen der Junge. Er hatte etwas Geld, so konnte er im selben Hotel übernachten wie seine Eltern. Am nächsten Morgen war er schon unten und aß, als seine Eltern kamen und ihn sahen und fragten, woher er kommt. Er sagte, daß er sich hierher gestohlen hat, und so aßen sie und gingen nach dem Frühstück nach Hause."

Was der Junge sich also „wirklich wünscht", heißt: Die Eltern zusammen auf einem Schiff treffen, mit ihnen frühstücken und nach Hause gehen. Dies hat einen realen Hintergrund: der Vater lebt, von der Mutter geschieden, in einer überseeischen Kolonie; ihn wiederzusehen und mit ihm ein Leben männlicher Kameradschaft zu führen, ist ein Traum des Knaben, der durch nichts erschüttert werden kann, auch nicht durch die Versicherung der Mutter, daß ihn der Vater nicht sehen wolle und durch die kleinen Beweise vom Vater, daß dem wirklich so ist. Ein Mann handelt nicht so! — das zunächst sucht er wohl am Lehrer und jedem in seinem Lebenskreis auftauchenden Mann zu erweisen, indem er ihn mit zutrau-

lichen Kleinigkeiten bedrängt und ermüdet, dabei empfindlich ist und zornig wird gegenüber der unvermeidlichen Abweisung. Es ist, als habe er ein Naturrecht auf Liebe ohne Gegenleistung. Woraus er es folgern mag?

*

„Wie man ein Kind erziehen soll

Stellen wir uns vor, es ist eines geboren es und ist ein Knabe. Zunächst einmal sollt ihr ihn nicht erschrecken und ihm immer die Wahrheit sagen.

Wenn er drei oder vier Jahre ist, darfst du ihn nicht die ganze Zeit in den Händen herumschmieren, zum Beispiel, ich werde jetzt erzählen, was mir in meinem Leben passiert ist, wo ich drei oder vier bis fünf Jahre alt war. An die Zeit, wo mein Vater noch im Haus gelebt hat, kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich habe erfahren, daß mein Vater mich mit drei Jahren bei der Mutter gelassen hat. Als ich vier war, wurde ich im Sommer zu einer Frau geschickt und meine Mutter ist nach Europa gereist. Und als ich dort war, neckte sie mich und erzählte mir Lügen und ließ mich nicht an meine Mutter schreiben über irgendetwas, was schlecht ging und das war so, wenn ich auf war und angezogen, mußte ich auf die Weide mit den Kühen und ich hatte doch einen roten Sweater an. Ich war gern auf der Weide und ich habe Kühe gern wie alle Tiere, aber da war doch ein Stier auf der Weide und ich wußte das und ich sagte der Frau, da war einer und sie lachte nur und ich wurde wütend und ich konnte meiner Mutter doch nicht schreiben, also es ging mir sehr schlecht.

Einmal war ich wieder draußen mit den Kühen, da kam der Stier daher und ich erschreckte mich, denn er kam auf mich zu, zwischen war ein dicker Stein oder Fels, den Rest weiß ich nicht mehr. Aber einmal mußte ich mich erbrechen und mein Haar wurde naß und mein ganzes Bett und am Morgen wurde ich gebadet und da ganz plötzlich nahm die Frau den Rasierriemen herunter und schlug mich wie einen Hund, das habe ich nie mehr vergessen. Und an einem anderen Tag nahmen die Buben einen Klappstuhl und stellten ihn so, daß ich herunterfallen mußte, wenn ich mich darauf setzte und ich schnitt meine linke Hand am Daumen, man kann die Narbe noch heute sehen.

Also ich denke, ihr solltet vorsichtig sein, wo ihr euren Jungen hingebt, und ihr solltet sicher sein, daß ihr die Leute erst durch andere Leute kennen lernt.

Vor allem müßt ihr sicher sein, daß ihr ein bißchen nachdenkt, bevor ihr etwas mit euren Jungen oder euren Mädchen tut."

Unser Knabe steht also zum Erwachsenen in der Position des Gläubigers, nicht in der üblichen des Schuldners. Sein Anspruch auf Liebe scheint ihm Schicksalsrecht: er hat zu wenig Liebe bekommen.

Diese Sicherheit herrscht mehr oder weniger bewußt in vielen jungen Menschen, die sich nicht erziehen lassen wollen. Was sie dem Erwachsenen im Näheren vorzuwerfen haben, ist jedoch nicht so sehr Mangel an Liebe überhaupt, als Inkonsequenz in der Liebe. Sie stammen meist aus einer Familienkonstellation, in der die Welt des Kindes nicht von beiden Elterngestirnen gleichermaßen beschienen war. Was dem Kind an Liebe zufloß

oder entzogen wurde, schwankte mit den liebesbedürftigen Stimmungen eines Elternteiles, der des ehelichen Gegenspielers beraubt war: Der Erziehungsdruck erfährt so jähe Erleichterungen, plötzliche Verstärkungen. Der Junge beschreibt das: „ihr sollt ein Kind nicht so viel in den Händen herumschmieren, zum Beispiel will ich euch erzählen, was mir passiert ist" — und nun schildert er die Härte, die ihn nach der Verwöhnung so grausam traf. Nach Monaten eines Weidelebens, wo er seinen Träumen und Spielen überlassen war, wurde er gezüchtigt. Meint er nun, dies geschah eines Brechanfalles wegen, so möge er uns die Vermutung erlauben, daß er das Bett naß gemacht hat; wir kennen dies Vorkommnis als Ersatz kürzlich bezwungener Onanie. Die Strafe dafür muß in ihm aufs Schrecklichste ein früheres Erlebnis geweckt haben, das er uns nicht erzählt, weil er es verdrängt und unter der erzählten Episode versteckt hat: in früher Kindheit hatte ein Arzt, der von der lange schwankenden Mutter plötzlich zu Hilfe gerufen worden war, dem Knaben durch Festbinden und rohe Drohung seine frühe Onanie abgewöhnt. Der „zerschnittene Daumen" deutet noch die nähere Bemerkung des Arztes an.

Auch die Szene mit dem Stier scheint einen traumatischen Ursprung zu haben; dieses Tier auf der Weide erinnert ja an das Roß auf der Wiese und den Schlangenhirsch im Walde: sie alle sind Vatertiere. Die Wahl des Stieres scheint hier bestimmt durch den letzten Eindruck, den der Junge von seinem Vater empfing: es war ein unerwarteter Wutausbruch, der dem Familienleben ein Ende machte.

Man muß sich nun noch einmal vor Augen halten, wie nahe für das Gefühl der Kinder ein unverständlicher aggressiver Vorgang dem Geschlechtsakt zu stehen scheint, den sie sadistisch auffassen; und man darf nicht vergessen, daß ein Junge zwar mit seinem entscheidenden Wesensteil ein starker Mann wie der Vater zu werden strebt, in einer anderen aber die Phantasie einer bestimmten Kindesperiode mehr oder weniger bewahrt: dem Vater nach weiblicher Art zu dienen. So bleibt auch die Angst, er an Stelle der Mutter könne einmal einem ähnlichen Wutausbruch des Vaters ausgeliefert sein, erhalten; er sieht den Stier auf sich zustürzen — dann weiß er nichts mehr. Denn eine Wand ist in ihm aufgerichtet, welche das Wissen um alle von Vater, Arzt und Lehrer drohenden Schrecken nicht mehr durchläßt. Drohen sie, so lügen sie — und „zuerst einmal sollt ihr ein Kind nicht schrecken und ihm immer die Wahrheit sagen". Er versucht nun, uns ein ungeschrecktes Kind darzustellen; er schaut den Lehrer strahlend an, solange die Arbeit kindliches Spiel (und damit erlaubter Ersatz des alten träumerischen „Spielens") ist. Beim ersten ernsten Wort aber fällt das Visier zu.

Einmal ist in der Schule ein Glasröhrchen zerbrochen. Der Lehrer fragt, nur halb hinhörend, wer es gemacht hat; er ist gewohnt, auf solche Fragen Auskunft zu bekommen. Niemand antwortet. So muß er dringender fragen. Die Kinder deuten mit Blicken auf unseren Jungen: er hat zuletzt mit

Röhrchen und Wasser gespielt. Welches Verbrechen ihm das bedeutet, können wir nun erfassen und wundern uns nicht mehr (wie die unaufgeklärten Beteiligten es mußten) daß er mit starrem Gesicht leugnet, obwohl er weiß, daß alle ihn für den Täter halten und niemand ihm annähernd so böse über die Tat wie über die Leugnung ist. — Gelegentlich fehlt ein Geldbetrag. Schwer, den Verdacht nicht auf den Jungen fallen zu lassen, hat er doch früher gelegentlich Geld genommen. „Wozu?" hatte man ihn gefragt und die Antwort erhalten, er sammle Geld für die Reise zum Vater. Wir erinnern uns, er sagt in der Wiedersehensphantasie zu den erstaunten Eltern: „Ich habe mich hierhergestohlen".

Zu solchen „Asozialitäten" gibt es sozusagen noch keine breite Straße des Zuganges, nur kleinere, etwas waghalsige Pfade. Einen einzigen davon ein kleines Stück weit zu verfolgen, gibt ein dritter Aufsatz Anlaß.

*

„Meine Abenteuer im zehnten Lebensjahr

Ich bin einmal bei einem Kirchenchor gewesen. Nach Hause fuhr ich immer mit dem Auto eines Herrn, mit ihm und einem anderen kleinen Jungen, das war der, der mich in den Chor gebracht hatte und ich bekam dort fünfzig Mark für die Fahrkosten und fünfzig Mark für das Singen. Eines Abends ging das Auto aber kaputt, als wir gerade unterwegs waren und der Mann sagte, wir sollten aussteigen und er dachte, daß die Vorortbahn dort vorbeifuhr, aber sie tat es nicht. So warteten wir eine halbe Stunde.

Da sahen wir einige Buben mit so ungefähr dreizehn Jahren, die schauten durch ein Schaufenster und dann schrien sie ganz plötzlich ‚Hände hoch!' und riefen herüber, wir sollten unser Geld hergeben. Der kleine Junge tat das, aber ich dachte, es wäre besser, das ganze Geld in die Faust zu nehmen und das war ganz das Richtige, sie fanden nichts bei mir, nur dem Jungen nahmen sie eine Mark ab.

Wir liefen schreiend in das Geschäft und sagten, daß ein paar Buben uns Geld weggenommen hätten, da liefen alle Leute heraus und schauten nach ihnen, und das war sehr merkwürdig, ganz plötzlich niemand mehr in dem Geschäft zu sehen. Aber jedenfalls fingen sie die Buben und ich kam auf die Polizeistation mit meinem Freund. Sie telephonierten unseren Müttern und zwei kamen mit uns nach Hause und wir fanden es hübsch, zwischen ihnen in der Bahn zu sitzen.

Wir kamen nach Hause und unsere Mütter glaubten uns nicht, wie sie aber hörten, daß alles wahr war, verfärbten sie sich wie ein Regenbegen. Wir mußten dann dreimal vor Gericht. Am Ende bekam ich fünf Mark und der andere Junge auch. Das war ein guter Laden, ich meine ein gutes Geschäft."

Auf drei Stellen möchte ich deuten. Zunächst: der Junge bekommt unmäßig viel Geld für das Singen im Kirchenchor. Dieses Unmaß angeblicher Geschenke und Verdienste kennt derjenige, der mit Schwererziehbaren zu tun hat, aus den Phantasien und Erzählungen eben der „Gläubiger" unter den Jugendlichen, also derer, die unmäßig sind im Anspruch

und im Nehmen. Ferner: das Geld in der geballten erhobenen Faust — so steht der Junge da und schaut die Räuber an; kann man zweifeln, daß er dabei aussieht, wie wenn er leugnete, das Geld gestohlen zu haben? Dabei ist auch hier der Selbstverrat deutlich — denn welcher Räuber wird gestatten, daß sein Opfer die hochgehaltene Hand geschlossen hält? Und schließlich: alles ist vorbei, das Leugnen hat genützt und er bekommt ein kleines Geschenk — wahrscheinlich im Ausmaß der Summe, die er wirklich für das Singen bekommen hat, während alles Übrige eine Verfehlung samt Inquisition und Ableugnung zum dunklen Hintergrund hat. Auch dieses kleine angebliche Geschenk ist typisch in den Erzählungen Jugendlicher, die stehlen: sie bestätigen sich damit die Berechtigung, ja die Belohnung ihres allbeanspruchenden Verhaltens.

Ein anderer Jugendlicher, der diese typischen Züge aufweist und daneben mit unserem Jungen die Zärtlichkeit gegen Männer und die Haßangst gegen die Mutter gemeinsam hat, ist auch sein Schicksalsgenosse in einem frühesten Erlebnis. Unser Junge hat nur einige Tage Muttermilch bekommen, der andere überhaupt keine. Nichts aber würde jenen anderen bewegen, dieses Manko, das er übrigens sonst für unerheblich erklären würde, zuzugeben; als wüßte er die traumatische Wirkung der frühesten Versagung, bleibt er fest dabei, ein halbes Jahr genährt worden zu sein. Seine Mutter aber erzählt von einem rührenden Symptom, das so unglaublich klingt, wie unsere ganze Beziehung auf das Früheste: als ganz kleines Kind griff der Knabe jeder Frau an die Brust, später in den Blusenausschnitt hinein. Dunkle Erzählungen von großen Mädchen, die er als kleines Kind geliebt habe (sie ging mit mir im Wald, da war ein kleines Häuschen mit zwei Zwergen darin), verdecken diese frühesten Episoden des „Vergreifens".

Was solche Jungen sich in Liebeszuwendungen, in Geldbeträgen oder in spielerischen Ersatzdingen zusprechen oder aneignen, dabei bleiben sie mit einer Zähigkeit, an deren Starre man die erlittene Verlustangst ermessen kann. Was sie im Unbewußten zunächst verloren zu haben fürchten, ist der Penis; sie verschließen sich dem, was andere Menschen lernen, weil sie sonst vielleicht die Belege der Kastrationsmöglichkeiten zur Kenntnis nehmen müßten; sie flüchten sich in Dummheit und Gewissenlosigkeit und immer noch lieber in scheinbare geistige Gestörtheit, als daß sie sich zum Schuldgefühl und seinen sozialen Folgen bequemen: denn sie glauben nicht an die Unblutigkeit jener allgemeinsten Kastration, die wir Erziehung nennen. Darin bestärkt sie oft die reale Kraßheit, sei es jenes ersten oralen Verlustes, an dessen Resten sich die Kastrationsangst entzündet, sei es der Kastrationsbedrohung selbst oder jener Entwertung des Liebesschutzes, den ein zusammenbrechendes Elternhaus mit sich gerissen hat. Wo alle diese Schädigungen vorliegen, entsteht ein Charakter, der den erzieherischen und analytischen Bemühungen dann eine harte Nuß zum Knacken gibt.

Die tiefste (orale) Schicht ist noch dunkel in den Aufsätzen unseres Jungen zu erkennen; wie er im Leben ihre bestimmende Stärke durch Schwätzen und „Schlecken", durch Lügen und Leugnen verrät oder verraten hat. Nicht nur, daß das Bettnässen, der Anlaß gräßlicher Schädigung, seinem rückgewandten Blick zum Erbrechen wird; auch wo er Erfüllung phantasiert, muß oraler Genuß dabei sein: So endet das Märchen des Wiedersehens damit, daß sie „aßen und nach Hause gingen".

V

Die Söhne

Dieser letzte Teil der Arbeit vermeidet es, den Äußerungen Einzelner in die Tiefe zu folgen. Er nimmt ein allgemeines Thema auf, das beim „Unzugänglichen" anklang, und zeigt an den Phantasien dreier Knaben, wie sie zum Bild ihres Vaters stehen: für den männlichen Pädagogen die wichtigste Beziehung. Denn er tritt, wo er überhaupt Kontakt findet, im Guten oder Bösen in dieses Vaterbild ein. Wo er Haß oder Liebe weckt, da beginnt erst so recht seine Verantwortlichkeit.

„Übung

Ein vierzehnjähriger Junge von einer armen Familie muß sich nun selbst verdienen, weil seine Eltern das Geld für weiteres Studium nicht haben. Er muß aufhören zu studieren und muß schauen, daß er irgendwo als Gehilfe unterkommt. Er liest Annoncen in der Zeitung. Er nimmt Briefpapier und schreibt. Nun wartet er auf die Antwort. Es kommt aber keine. Er geht in die Fabrik, welche die Annonce in die Zeitung gegeben hatte. Es konnte ihm aber niemand Auskunft geben, und so ging er wieder mißmutig nach Hause. Unterwegs bat er einen Zeitungsverkäufer, ob er ihm für einen Moment die Zeitung borgen könnte, der Verkäufer erlaubte es ihm. Als er sich die Annoncen anschaute, fand er, daß ein Kaufmann einen Burschen als Gehilfen brauchen könnte. Und so beschloß er gleich hinzugehen. Als er im betreffenden Haus in den Laden kam, fragte ihn der Verkäufer, was er wünsche. ‚Ich möchte gerne fragen, ob ich die Anstellung bekommen kann', fragte der Junge. ‚Einen Moment', antwortete der Verkäufer. Nach ein paar Minuten kam der Herr selbst, er verhandelte lange über den Lohn. Am nächsten Tag wollte er seinen Dienst antreten. Aber der Herr behandelte ihn sehr schlecht und entließ ihn nach einigen Tagen. Seine Mutter hatte unterdessen bei einem Goldarbeiter eine Anstellung für ihn bekommen. Er kam hin und mußte gleich arbeiten. Wenn er nach Hause kam, war er immer sehr müde. Er bat sich bei dem Goldarbeiter einen freien Tag aus, um an diesem Tag die Schule besuchen zu können. Den Gehalt mußte er immer zu Hause abgeben. Eines Tages, als er nach Hause kam, lag die Mutter tot zu Bett. Um das Unglück zu vergessen, ging der Vater, der sehr wenig Geld hatte, immer ins Gasthaus. Das Geld des Vaters nahm immer mehr ab. Als er kein Geld mehr hatte, nahm er auch das seines Sohnes. So griff das Elend immer weiter. In seinem Rausche bewog ihn der Vater, vom Goldarbeiter Schmuckstücke zu stehlen, erst wollte er nicht,

aber nachdem es ihnen immer schlechter ging, stahl er. Zuerst bemerkte man es nicht, aber allmählich kam man ihm darauf und er wurde eingesperrt, seinen Vater ereilte auch bald dasselbe Schicksal."

Diese Geschichte erzählt ein Vierzehnjähriger auf jene Frage, was er ohne Eltern in der Welt anfangen würde. In der Form knapper wie die Antworten anderer Kinder, überrascht sie den Leser durch den eisigen Hauch einer Wirklichkeit, die er sonst nur aus der Gerichtssaalrubrik oder aus Fürsorgeberichten zur Kenntnis nehmen muß. Wieviel Schreckliches, denkt er, muß ein Jugendlicher erlebt haben, wenn ihn ein Blick in die Zukunft derart abwärts drängt! Das Rätsel beginnt aber damit, daß der Schreibende ein gut genährter Bürgerssohn ist, mit einigem Hang zur Eleganz.

Als dieser Junge in die Schule eintrat, wurde er zum Erstaunen der Lehrer von den Kindern einmütig abgelehnt. „Er ist ein böser Mensch", sagten sie; die Lehrer aber sahen nur einen höflichen, etwas ängstlichen, im übrigen schwer begreifenden Jungen vor sich. Was die Kinder gewittert hatten, wird erst durch folgende Stelle eines anderen Aufsatzes deutlich:

„Wie ich noch kleiner war, wollte ich immer Detektiv werden, aber als ich älter wurde, überlegte ich es mir, weil ich einsah, daß ich viel zu ängstlich sei. Der Hauptgrund war das Schießen (dreimal unterstrichen), das ist eine rasende Eigenschaft von mir. Wenn ich könnte, würde ich mir von jeder Sorte der Pistolen und Gewehre ein Exemplar kaufen."

Interessant ist nun, wie er seine Kameraden gewann. Nach Tagen einer scheu-anständigen Haltung begann er plötzlich im finstersten Dialekt zu reden und nach Art der Vorstadtkomiker den Heruntergekommenen, den Trottelhaften zu spielen. Die Kinder lachten und schüttelten die Köpfe; je lustiger sie aber wurden, umso bleicher wurde der Spender dieser Fröhlichkeit. Bis die Kinder stutzig wurden, sich schämten und von ihm abließen. Er war nun aufgenommen.

Ich erzähle diese kleine Geschichte als Beispiel für die Haltung, die dieser Junge bei Gefahr einnimmt: er kommt sozusagen freiwillig herunter. Nun gehört er zu jenen schwer Lernenden, von denen an anderer Stelle die Rede war: zu den Zornigen schnell erlahmender Art. Es wurde geschildert, wie sie vor einer Aufgabe zurückweichen, weil in ihnen ein Gefühl erwacht, alles in Besitz zu Nehmende zunächst zu vernichten, eine „rasende Eigenschaft", die sie nicht erhöhen, sondern schließlich nur gegen sich selbst wenden können. So kann man die Verwahrlosungsphantasie als den Rückzug vor den Aufgaben des Lebens verstehen.

Doch ist damit ihr Auffälligstes nicht erklärt: ihre Lebenswahrheit, ihre Sachlichkeit, die ein reales Motiv haben muß. — Nur eine Tatsache verbindet aber den Jungen mit den Tiefen sozialer Verzweiflung: sein Vater fungiert als Arzt an einer Jugendstrafanstalt. Er ist ein Mann, der in

leidenschaftlichem Helferswillen seine Zeit vom Morgen bis zum Abend den Pfleglingen schenkt.

So kann man den Weg, den der Junge vor sich sieht, nicht nur als den Ausdruck der Selbsterniedrigung betrachten; man muß ihn als den einzigen verstehen, der nach seiner eifersüchtigen Erfahrung zum Herzen des Vaters führt.

*

Ein Zehnjähriger schreibt:

„Herr Morgenfeld war sehr schlecht gelaunt, denn er hatte bemerkt, daß seine Arbeiter mehr Lohn verlangten. Während er mit seiner Frau stritt, rauften sich auf dem Fabrikshof ein paar Gassenbuben herum. Sie rauften eine Weile, als auf einmal einer von den Jungen etwas aufhob und davonlief. Die anderen ihm nach. Nach einer Weile sah man alle Jungen gemütlich auf den Benzin- und Petroleumfässern der Morgensternschen Benzinlagerhäuser sitzen und Zigaretten rauchen. Sie kamen sich ganz erwachsen vor und fanden, daß das Zigarettenrauchen herrlich sei. Da auf einmal hörte man Schritte auf dem Fabrikshof. Schnell warfen die Buben die Zigaretten in die Benzin- und Petroleumfässer und rannten weg. Nach einigen Minuten hörte man einen entsetzlichen Krach, man sieht ein paar Mauern in die Luft fliegen. Dann ist es aus.

Ein paar Leute kommen gerannt. Was ist geschehen?? Die Morgensternsche Fabrik ist in die Luft geflogen! Wer hat es gemacht????????... Ein junger Arbeiter steht auf dem Platz. Er wankt hin und her und ist so weiß wie ein Papier. Der hat es gemacht, denken alle. Ein paar schreien laut: das ist der Täter!!!!!! Der junge Arbeiter fällt auf den Boden. Hier ist der Beweis, er war es!!!! Einige Leute gehen zu dem Arbeiter. Sie sagen leise zu ihm: ‚Hallo! Du Fritz. Das hätte ich von dir nicht gedacht. Sag', hast du es wirklich gemacht?' Sie schauen dem Arbeiter ins Gesicht. Sein Gesicht ist noch immer weiß wie Kreide. Die zwei Arbeiter gehen weg.

Bei der Tür von Morgenstern klingelt es. ‚Herr Morgenstern, ein Arbeiter ist draußen und er sagt, er hätte ihnen etwas furchtbar Wichtiges zu sagen', sagt das Mädel. ‚Ich empfange niemanden zu Mittag. Schicken Sie ihn weg.' Doch der Arbeiter vor der Tür geht nicht weg. Herr Morgenstern wird unruhig. Aber nein, denkt er. Meine Fabrik ist sicher, der geschieht nichts. Herr Morgenstern geht hinaus. ‚Schauen Sie, daß Sie weiterkommen,' schreit Herr Morgenstern den Arbeiter an. Er macht die Tür auf, der Arbeiter geht zur Tür hinaus, und er wirft Herrn Morgenstern ein Zehngroschenstück hin. ‚Sie müssen mir dankbar sein, Herr Morgenstern. Sie haben weniger wie ich. Ihre Fabrik ist in die Luft gegangen.' Herr Morgenstern ist ohnmächtig. Der Arbeiter läuft die Stiege herunter und lacht."

Zu dieser Geschichte ist wenig mehr zu sagen, als daß der Vater des Jungen — ein Industrieller ist; wie man aber gern glauben wird, keiner von der Art des Herrn Morgenstern. Nur die Kampfstellung des Jungen macht ihn hier dazu, um nun die Abrechnung mit dem Vater in drei Personen darzustellen: Als Junge sprengt er durch eine brennende Zigarette (Attribut des Schon-Erwachsen-Seins) die Fabrik in die Luft — und ver-

schwindet. Als Arbeiter demütigt er den Vater durch die Nachricht: er beweist ihm, daß er ihm nun überlegen ist. Aber als jüngerer Arbeiter, bleich am Boden liegend, vermag er die Schuld nicht von sich abzuwälzen.

*

Die Geschichte eines dritten Jungen soll ganz für sich selbst sprechen; er ist der Älteste in jener Schule gewesen, hatte die Pubertät schon hinter sich. Noch immer in Auseinandersetzung begriffen, zum Teil gehässig, wie es sein jüngerer Kamerad ist, zeigt er doch durch seine Darstellungskraft, daß er Menschen zu sehen und ohne Schuldgefühl zu wählen gelernt hat. Damit erhält auch seine Sprache eine Spannung, die wir nur bei der kleinen Künstlerin am Anfang gespürt haben.

So soll er uns die Gefühle schwerer Jugendjahre in anderer Formung zeigen — bereiter, dem Leben entgegenzutreten.

„Unbekannt

Der alte Herr sitzt in seinem Wohnzimmer, liest Zeitung und raucht eine Zigarre. Dieser Mann ist über 50 Jahre alt und weiß eigentlich nichts, das heißt, er weiß zwar sehr viel, er hat eine riesige Bibliothek und hat viele Bücher gelesen und viele Zeitungen und viele Gespräche gesprochen und debattiert — aber er war zu faul oder zu willenlos, er hatte nicht genug Energie, um alle die Gelegenheiten wahrzunehmen, die das Leben ihm bot. Jetzt ist er einige Jahre verheiratet, hat Kinder, denkt vielleicht, er ist glücklich, hat ein Vermögen, ein Haus und sonst noch allerhand. Aber wenn man ihn fragen würde, ob er wirklich glücklich ist, würde er vielleicht ja sagen, aber dahinter würde immer noch ein Gefühl stecken, etwas Dunkles, Unangenehmes; vielleicht nur ganz leicht, aber jedenfalls würde es wie ein Schatten sein, wie etwas Trübes, trauriges. Und wenn man ihn fragen würde auf Ehre und Gewissen, er würde nicht sagen können, was es eigentlich ist, dieses Gefühl, weil er zu willenlos ist und nicht genug Kraft hat, einmal ordentlich über sich nachzudenken. — Gut, dieser Mann sitzt in seinem Wohnzimmer; er ist recht behäbig, — aber nicht eigentlich dick. Sein Gesicht hat müde, schlaffe Züge, und obwohl er manchmal lacht, schaut er doch nicht im geringsten frisch oder sympathisch aus. Jetzt liest er über Politik. Er ärgert sich darüber, daß die Sozialdemokraten nicht soviel Stimmen haben, oder sonst irgend etwas Belangloses. Und er ärgert sich sehr. Aber das ist in Wirklichkeit gar nicht der Ärger über die Sache selber, sondern dahinter steckt der Ärger über dieses ‚gewisse Etwas', dieser dunkle Schatten, dieses jaulende unbehagliche Gefühl. Daher wirft er die Zeitung weg und klingelt dem Dienstmädchen und schimpft, läßt sich in seinen Paletot helfen und beordert den Chauffeur, ihn in ein Restaurant zu fahren. Da setzt er sich an seinen Tisch, bestellt einen Kaffee und läßt sich ein paar Zeitungen bringen und liest — (als ob es davon besser würde).

Ein junger Bursch kommt in das Caféhaus, ärmlich gekleidet, eine hohe schlanke Gestalt. Er schaut ein bißchen verhungert aus, aber dahinter sieht man doch ihn, wie er wirklich ist. Stärke sieht man dahinter, Kraft, Selbstbewußtsein. Er läßt sich müde auf einen Stuhl fallen; der Stuhl kracht ein wenig. Der

Junge streicht sich unwillkürlich gewohnheitsmäßig das Haar zurück, mit der Linken, mechanisch. Er schiebt ein paar gebrauchte Gläser und Tassen von sich und stützt beide Arme auf den Tisch, den Kopf in die Hände vergraben. Der Herr, der alte Herr, über den wir schon soviel wissen, schaut sich unangenehm berührt um, wie er den jungen Burschen eintreten sieht. Er denkt vielleicht: ‚Das ist das Leben, das ist einer von diesen ...' er will wohl sagen Lumpen, aber im Grunde genommen denkt er doch: ‚Einer von diesen, die noch weit kommen können, die sich überall durchschlagen, die alles können.' Es berührt ihn unangenehm. Eigentlich möchte er das Lokal sofort verlassen, möchte weggehen, aber er bleibt doch. (Weil sein Schatten ihn daran hindert, das zu tun, was er will.) Er schaut den Jungen gleichgültig mit hochmütig überlegener Miene an. Der Bursche blinzelt ihn träge an und denkt sich nicht viel dabei, was kann man über einen so schlaffen unsympathischen älteren Mann schon denken?! Die Kellner kennen den älteren Herrn schon genau, er gibt ihnen jedesmal gutes Trinkgeld, er ist ein feiner, vornehmer Herr und kommt sehr oft. Er ist eine Einnahmsquelle, sie haben ihn gerne und sind höflich und zuvorkommend. Aber sowie der ältere Herr sein Mißfallen über den jungen Burschen ausdrückt, so wissen die Kellner, daß dieser junge Bursche ein Lump, ein Verbrecher, ein nicht zu würdigender Mensch ist, und behandeln ihn darnach. Der Bursche bestellt eine Suppe. Die Kellner schauen ihn scheel an. Ob er wohl zahlen kann? Wenn nicht?! Na, dem soll was blühen, wir sind doch keine Armenspeisung. Der Kellner sieht den Burschen an und irgend etwas in dem Blick, in diesen Augen dieses jungen Burschen sagt ihm, daß er die Suppe bekommen wird. Er liegt mit dem einen Arm ganz auf dem Tisch, mit dem anderen löffelt er langsam und gierig die Suppe in sich hinein. Er hält den Löffel in der Faust. ‚Er hat keine Manieren', denkt der alte Herr und so denken alle Kellner, die am Büffett stehen, die Serviette unterm Arm, und sich gegenseitig Blicke zuwerfen. ‚Wie der Kerl ißt!' und sie möchten natürlich auch, daß der alte Herr es sieht.

Es ist jetzt niemand im Restaurant außer den Kellnern, der Büffettdame und dem alten Herrn (und etwa noch ein schäbiger Hund unbekannter Rasse, der träge hinter dem Büffett schläft). Der Bursche ist fertig, schiebt den Teller zurück. Er möchte gern noch mehr, er ist noch hungrig, aber er hat kein Geld mehr oder kann das, was er hat, wenigstens nicht ausgeben, weil er es für andere Zwecke braucht. Er wartet. ‚Ja, worauf denn eigentlich?' denken sich die Kellner und schauen sich verständnisvoll an. Aber keiner denkt auch nur daran, ihm etwa das Geschirr abzuräumen oder Zeitungen zu bringen. Sie hoffen, er wird bald gehen. Warum eigentlich? Jetzt wissen sie es! Er ist unsympathisch, ein dreckiger Lump, ein Schwächling (und doch würde jeder vor ihm davonlaufen, wenn er anfangen würde, seine Fäuste zu gebrauchen). Sie stehen weit über ihm. Na ja, das ist ja logisch. Viel bessere Kleidung, gutes Essen, festes Gehalt, gute Stellung. Der Bursche wühlt in seiner Tasche. Münzen klingen. Er zählt das Geld in kleinen Münzen auf den Tisch, so daß es jedesmal klappert. Er gibt kein Trinkgeld. Der Kellner schaut ihn empört an und der alte Herr dreht sich extra herum mit weit gespreizten Beinen (weil er zu fett und faul ist, um nur seinen Kopf zu wenden). Der junge Bursche steht auf, nimmt seine Mütze, setzt sie auf und geht hinaus. Seine breiten Schultern schwingen etwas. Als er an dem alten Herrn vorbei ist, schaut die-

ser ihm verächtlich nach. Er macht die Tür auf und verschwindet, die Tür klappert eine Weile hin und her. ‚Dummer Kerl', brummt der eine Kellner vor sich hin und geht mißmutig zur Tür und schließt sie unwillig. Am liebsten möchte er ihn zurückrufen und anschreien, aber er hat ja viel zu viel Angst vor dem jungen kräftigen Burschen und muß sich damit begnügen, vor sich hinzumurmeln.

Es wird ziemlich still, obwohl es vorher schon still war. Aber es wird bedrückend still. Der alte Herr lächelt mitleidig und verständnisvoll den Kellnern zu, halb mit dem Kopfe dort hindeutend, wo der junge Bursche verschwunden ist. Dann geht auch er. Was bleibt ihm anderes übrig? Draußen steht sein Auto und er freut sich nicht einmal, daß er nicht zu gehen braucht. Aber das Gefühl, dieser Schatten ist in ihm noch stärker geworden. Eigentlich ist er eifersüchtig auf diesen jungen Burschen, aber er muß doch verächtlich sein, denn: Er steht ja so weit unter ihm. Hat nicht einmal genug, um sich ein anständiges Essen zu kaufen! Haha! Da bin ich doch besser dran... und vertieft sich wieder scheinbar mit, — in Wirklichkeit aber ohne Interesse in die Zeitung."

Die bekannten Elemente der Auseinandersetzung mit dem Vater finden wir hier alle wieder: Größer-sein-wollen, Haß, Schuldgefühl; auch die Ansätze dazu, den Konflikt ins Soziale zu projizieren, wie es die jüngeren Kameraden taten. Aber all dies ist von einem Willen erfaßt und in eine zukunftsfähige Ordnung gebracht: hier das Alte samt den Schuldgefühlen, dort das Junge, Unberührte. Dabei gibt es in der uns bekannnten Kindheitsgeschichte keinen Anhaltspunkt, auch hier in dem alten Menschen den persönlichen Vater zu sehen; denn der infantile Haß ist erhöht und hilft, lediglich eine Person zu schaffen, auf welche aller Mißmut übertragen wird. Wie nicht zu verkennen ist, hat sie auch die eben überwundenen Altersgefühle, die Lebensangst des Pubertierenden selbst übernehmen müssen: die Gefahr innerer Destruktion ist in ihr gesammelt, durchschaut und abgelehnt. Dagegen ist die Figur des jungen Mannes mehr von außen erlebt; er stellt eine Art Ideal dar, das aus den besten Gefühlen aufblüht am Rande der psychischen Zersetzung, welche das Morschgewordene allein ergriffen hat. Was im Innern des jungen Menschen vorgeht, wird nicht gesagt: es ist in kraftvolle Gesten ausgegossen, die als ungehemmt und expansiv geschildert werden.

Der Stil dieses Aufsatzes vermag dem Lesenden zweierlei anzudeuten. Einmal, daß der Schreibende in psychoanalytischer Umgebung aufgewachsen ist; dann aber auch das Versprechen, es nicht bei der gedanklichen Scheidung der Gegensätze zu belassen: in einzelnen kleinen Zügen wird die Wirklichkeit so erfaßt, daß man eine zukunftsfähige Kraft mit Deutlichkeit spürt.

Nachbemerkung

Wer den Ansätzen einer sogenannten „psychoanalytischen Pädagogik" fernersteht, vermutet in ihr allzu leicht eine Methode, die nur immerfort

und bei jeder Gelegenheit anstrebe, das Innere nach außen zu kehren und damit befriedigt sei. Ich hebe deshalb hervor, daß die hier bearbeiteten Aufsätze in Abständen von wenigstens einem Vierteljahr geschrieben wurden, obgleich die Unterrichtsstelle zu solcher Beschränkung von außen her nicht angehalten war. Auch der psychoanalytisch Orientierte ist also auf sparsame und vorsichtige Anwendung bedacht, gleichgültig ob diese auch als Forschungsart verwendet wird oder nicht. Ich glaube sogar, sie erzielt Erfolge gerade durch die Macht der Abwechslung und Überraschung: eine wohltätige Lockerung für einige Stunden soll den Kindern den Kontakt mit einem Menschen bringen, den sie schnell und leicht zum vertrauenswürdigen Ideal erheben können. Nicht jedem Erwachsenen wird der Kontakt in gleicher Weise wie Mrs. Burlingham gelingen; und mancher, der ihn nach eigener und fremder Überzeugung um die Kinder verdient hätte, wird die Übertragungsatmosphäre durch unbewußte Schwarzsender gestört finden; es ist die Aufgabe sachkundiger Untersuchung, diesen zu begegnen.

Wo es gelingt, die Kinder zum Sprechen zu bringen, werden diese Aufsätze naiver als die gebräuchlichen Schulaufsätze ausfallen, weil in diesen ja die Kinder meist mehr zu sagen gezwungen sind, als sie wissen — auch wird mehr Leben darin sein. Und wer die Macht unbewußter Korrespondenz zwischen den Menschen kennt, wird einzuschätzen verstehen, was es für den Pädagogen bedeutete, gelegentlich ein Bild vom inneren Schicksal seiner Kinder in sich aufzunehmen und in Imponderabilien zurückwirken zu lassen. Will man auch eine weitere Wirkung ins Auge fassen, so sei an eine Sammlung solcher Aufsätze aus der ganzen Schulzeit eines Kindes gedacht: sie wären im Notfall zur psychischen Diagnose, am Ende zur prägnanteren Erteilung von Ratschlägen aller Art zu verwenden. Da man intimer verarbeitet, was dem eigenen Wirkungskreis entstammt, sollte sich ein interessierter Pädagoge die Deutungsarbeit nicht abnehmen lassen. Heute besitzen freilich nur wenige die dazu nötige psychoanalytische Ausbildung.

Eine etwaige psychoanalytische Behandlung der Kinder wird also solche Aufsätze weder für den Lehrer noch für das Kind überflüssig machen; denn dieses hält offenbar neben dem in die Analyse gebrachten Material noch anderes bereit (vielleicht wie es Dichter tun) — und was es damit sagen will, ist wert gehört zu werden.

Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen

Von Sabine Spielrein, Rostow a. Don

Nachstehend bringen wir in wesentlich verkürzter Form einen Aufsatz, der im Sonderheft „Psychologie" der Zeitschrift „Imago" (Jahrg. XVII, 1931, Heft 3) unter gleichem Titel erschienen ist. Von den dort geschilderten und illustrierten siebzehn Fällen sind hier nur fünf wiedergegeben.

Das Denken in Sprachform, das Wortdenken des Erwachsenen ist gewiß nicht die Urform unseres Denkens. Bei allen Kindern, jedoch auch bei einzelnen Erwachsenen, finden wir ein Denken in Bildern, wie es uns durch Freuds Forschungen auch für den Traum bestimmend erscheint. Das Bilddenken wird von Freud und Bleuler auch als „organisches" Denken bezeichnet, weil jede Bildvorstellung schließlich aus bestimmten Empfindungen entspringt, eine Empfindung aber mit der Erregung nicht nur des zentrifugalen, sondern auch des zentripetalen Teiles unseres zentralen und vegetativen Nervensystems verknüpft ist. Daher kommt die Wirkung der Empfindung auf unseren Organismus. Die Empfindungen beeinflussen unseren Organismus insofern, als sie in demselben entsprechende Veränderungen und Reaktionen hervorrufen. Diese mittelbare Beeinflussung des Organismus durch Bildvorstellungen rechtfertigt den Namen „organisches Denken".

In unserem Bilddenken fassen wir die Gesichtsbilder deshalb am besten auf, weil Gesichtsempfindungen, welche diesen Bildern zugrunde liegen, am deutlichsten objektiviert sind. Empfindungen von Wärme und Kälte z. B. lokalisieren wir stets untrennbar von unserem Organismus, ebenso Muskelempfindungen. Es ist nicht anders mit den Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Dagegen erscheinen uns Gesichtsempfindungen deutlich als außerhalb des Organismus gelegen. Gesichtsempfindungen sind ja eigentlich gar keine Empfindungen, sondern Eindrücke, die wir mit einem objektiven sie erzeugenden Gegenstand in Beziehung bringen. Wir können eine Bewegung empfinden, aber die blaue oder rote Farbe ruft keine bewußte Körperempfindung in uns hervor.

Die kinästhetischen Bilder werden eher als alle anderen durch Gesichtsbilder absorbiert, weil gerade Gesichtsbilder am engsten mit kinästhetischen verbunden sind. Im Sehakte unterscheiden wir Licht- und Formvorstellungen. Bei der Bildung von Formvorstellungen spielen neben den Lichtempfindungen auch kinästhetische Empfindungen keine geringe Rolle. (Blinde lasse ich hier absichtlich außer Betracht.) Die bei den Sehenden beinahe unzertrennbare Verschmelzung von Gesichtsvorstellungen mit den primitiven kinästhetischen Vorstellungen möchte ich durch den zum Teil kinästhetischen Charakter dessen

erklären, was wir Sehakt nennen. Infolge dieser Verschmelzung wird das kinästhetische Moment von uns nicht wahrgenommen. Am besten kann man diese Verschmelzung des Sehelementes mit dem kinästhetischen bei den einfachsten schematischen Linienzeichnungen konstatieren. Eine Linie können wir als das einfachste gesichtskinästhetische Bild betrachten. Sie ist ein Gesichtsbild, sofern wir sie uns im stationären Zustande als Strich vorstellen; andererseits wird sie für uns zum kinästhetischen Bilde, wenn wir sie uns als eine Linie vorstellen, wie sie aus einer Bewegung von einer gewissen Dauer und Richtung entsteht. Als Beispiel eines solchen kinästhetischen Linienbildes diene folgende hypnagogische Halluzination: Eine Studentin der physikalisch-mathematischen Fakultät denkt beim Einschlafen an Verschiedenes, was sie zu erledigen hat. In einer darauffolgenden hypnagogischen Halluzination *glaubt sie sich auf der Peripherie eines Vieleckes zu bewegen. In einem der Winkel dieses Vieleckes verspürt sie ein stechend unangenehmes Gefühl* und erwacht. Sie schließt wieder die Augen und bemüht sich, die frühere Bewegung auf der gebrochenen Linie, aber in entgegengesetzter Richtung wieder aufzunehmen. Am Ausgangspunkte der Linie angelangt, erinnert sie sich, daß sie während ihrer Vorschlafüberlegungen darüber, was sie zu tun und wohin sie zu gehen habe, sich jedesmal in Gedanken eine Linie vorstellte, welche, von ihrem Zimmer ausgehend, jedesmal zum betreffenden Vorhaben führte. So entstand eine gebrochene Linie (unbeendigtes Vieleck). Der Punkt des Vieleckes, bei welchem sie das stechend unangenehme Gefühl empfand, entsprach gerade einem unangenehmen Vorhaben, das sie zu erledigen hatte. Dieser Fall zeigt deutlich, daß das Bild einer gebrochenen Linie in der hypnagogischen Halluzination der Studentin aus einer Bewegungsvorstellung herrührte, der Vorstellung ihrer eigenen Bewegung. Also hat eine rein kinästhetische Vorstellung ein klares Bild erzeugt, das Bild einer gebrochenen Linie.

Es ist möglich, daß unsere Träume in ihrem Entstehungsprozesse einen kinästhetischen Charakter tragen, wir aber beim Erwachen diese Träume in eine Gesichtsbildform umwandeln. Die zitierte hypnagogische Halluzination ist, im Grunde genommen, eine schematische Darstellung der von der Studentin beabsichtigten Handlungen. Die schematische Denkart ist ja Mathematikern eigen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß ein Bild rein kinästhetischen, schematischen Charakters von einer Studentin gerade der physikalisch-mathematischen Fakultät hervorgebracht wurde.

Mehrere Psychologen, die sich mit der Erforschung der Form- und Raumbegriffe befaßten, mußten selbstredend auf das Problem der kinästhetischen Empfindungen stoßen. Stanley Hall, Beaunis u. a. halten kinästhetische Empfindungen, nämlich die Empfindungen der Muskeln, Sehnen, Gelenkflächen für die Grundlage unserer Form- und Raumvorstellungen. Es gibt hierüber eine weitverzweigte Literatur. Noch ist bis jetzt die Frage der Priorität der Gesichts- oder der kinästhetischen Empfindungen bei Form- und Raumvorstellungen nicht gelöst. Ich selbst gebe kinästhetischen Empfindungen schon deshalb den Vorzug, weil sie ontogenetisch viel früher auftreten müssen. Kinästhetische Erfahrungen, Vor-

läufer späterer kinästhetischer Empfindungen, machen wir bereits im Mutterleibe. Es liegt keine Veranlassung vor zur Annahme, daß kinästhetische Empfindungen bei Sehenden die später eintretenden Form- und Raumvorstellungen nicht mitbedingt haben, nur aus dem Grunde, weil wir mit Hilfe des bloßen Sehens, schon allein nach der Verteilung von Licht und Schatten, die gegenseitige Beziehung von Form und Raum bestimmen können. Ganz abgesehen von den Empfindungen (ich meine hier stets auch „Empfindungsbereitschaften"), welche die Bewegungen unserer Augäpfel beständig begleiten, haben wir noch manche Beweise dafür, daß Lage und Form verschiedener Organe und Teile unseres Körpers in uns sogar bei gänzlichem Ausbleiben des Sehens erkannt wird. Dafür sprechen auch glänzend die von Katz mitgeteilten, sehr interessanten Erfahrungen, die er bei amputierten Kranken mit Gliederphantomen machen konnte. Es zeigte sich, daß die Operierten ganz fehlerlos die Form und Lage ihrer Armphantome sowohl in Ruhe als auch im Bewegungszustande anzugeben vermochten. Die Gliederphantome wurden bloß in ihren Dimensionen verlängert oder verkürzt angegeben. Wenn der Amputierte sich in der Nähe eines Gegenstandes befand, empfand er sein Armphantom wie in diesen Gegenstand hineingeschoben. Stets wurde das Phantom in solcher Lage empfunden, wie sie das nichtamputierte Glied eingenommen hätte. Hierin liegt ein neuer Beweis dafür, daß auch wir Sehenden Vorstellungen von Form und Lage, im Ruhe- oder Bewegungszustande, im Grunde auf kinästhetischem Wege erhalten. Kinästhetische Formvorstellungen zeichnen sich hierin durch geringere Genauigkeit in der Wiedergabe einzelner Dimensionen aus (Verlängerung oder Verkürzung nach allen Richtungen hin), wodurch oft Disproportionen entstehen. Außerdem konstatieren wir eine bedeutende Unabhängigkeit der einzelnen Körperteile in ihrer Gegenseitigkeitsbeziehung und Lokalisation im Raume. Diese Unabhängigkeit geht so weit, daß die vorgestellte Form (das Armphantom), im vollen Widerspruch zum Undurchdringlichkeitsgesetz, in einen Gegenstand hineingeschoben erscheinen kann.

Bei meinen Arbeiten über das Problem kinästhetischer Bildvorstellungen in Verbindung mit dem Problem des symbolischen Denkens suchte ich auf experimentellem Wege die Grundeigenschaften dieser Bilder festzustellen. Da wir vermutlich die Begriffe von Form und Bewegung den Formen und Bewegungen unseres eigenen Körpers entnehmen, schien mir die Form des menschlichen Körpers zu diesem Zwecke die geeignetste zu sein. Zu Beginn nahm ich die Erforschung von Menschenzeichnungen vor. Die Anleitung hiezu entnahm ich den Worten von Leonardo da Vinci, wonach die Hand des Menschen beim Malen stets instinktiv bemüht ist, die Formen und Bewegungen des eigenen Körpers darzustellen. Alle Form- und Bewegungskenntnis, sofern wir sie auf kinästhetischem Wege erhalten, schöpfen wir aus Form und Bewegung des eigenen Körpers. Entsprechend dieser Annahme müßten Reproduktionen von eigenen Zeichnungen nach dem Gedächtnis in mancher Beziehung wahrheitsgetreuer sein, wenn sie auf Grund kinästhetischer Erlebnisse ohne Sehkontrolle ausgeführt werden.

Die Forschungen an Zeichnungen, mit offenen und geschlossenen Augen hergestellt, bestätigen dies in überraschender Weise.

Ich habe Zeichnungen von etwa zwanzig Erwachsenen und einigen hundert Kindern im Alter von fünf bis vierzehn Jahren geprüft. Die größte Zahl stammt von Schulkindern, acht bis dreizehn Jahre alt, mit geringen Ausnahmen proletarischer Herkunft. Die Versuchspersonen wurden von mir in vier Serien eingeteilt. Jede Versuchsperson wurde gesondert, für sich allein der Prüfung unterzogen und durfte nur an einer Serie teilnehmen. In allen vier Serien zeichneten die Versuchspersonen Menschenbilder zuerst ganz nach Belieben. In der ersten Serie wurde zunächst nur mit Sehkontrolle, d. h. mit offenen Augen gezeichnet. Darauf hieß es: „Jetzt schließe die Augen und versuche, genau denselben Menschen aus dem Gedächtnis zu malen." In der zweiten Versuchsgruppe wurde zuerst mit geschlossenen Augen gezeichnet. Alsdann wurde die erhaltene Zeichnung dem Betreffenden vorgewiesen und ihm geboten, er möge nun ohne Vorlage, mit offenen Augen den Menschen so zu Papier bringen, wie er ihn mit geschlossenen Augen zeichnen wollte. In der dritten Gruppe wurde beide Male mit geschlossenen Augen gezeichnet. In der vierten schließlich zeichnete man einmal mit offenen Augen; hernach mußten die Versuchspersonen dieselbe Zeichnung ebenfalls mit offenen Augen auf einem neuen Blatte aus dem Gedächtnis wiederholen.

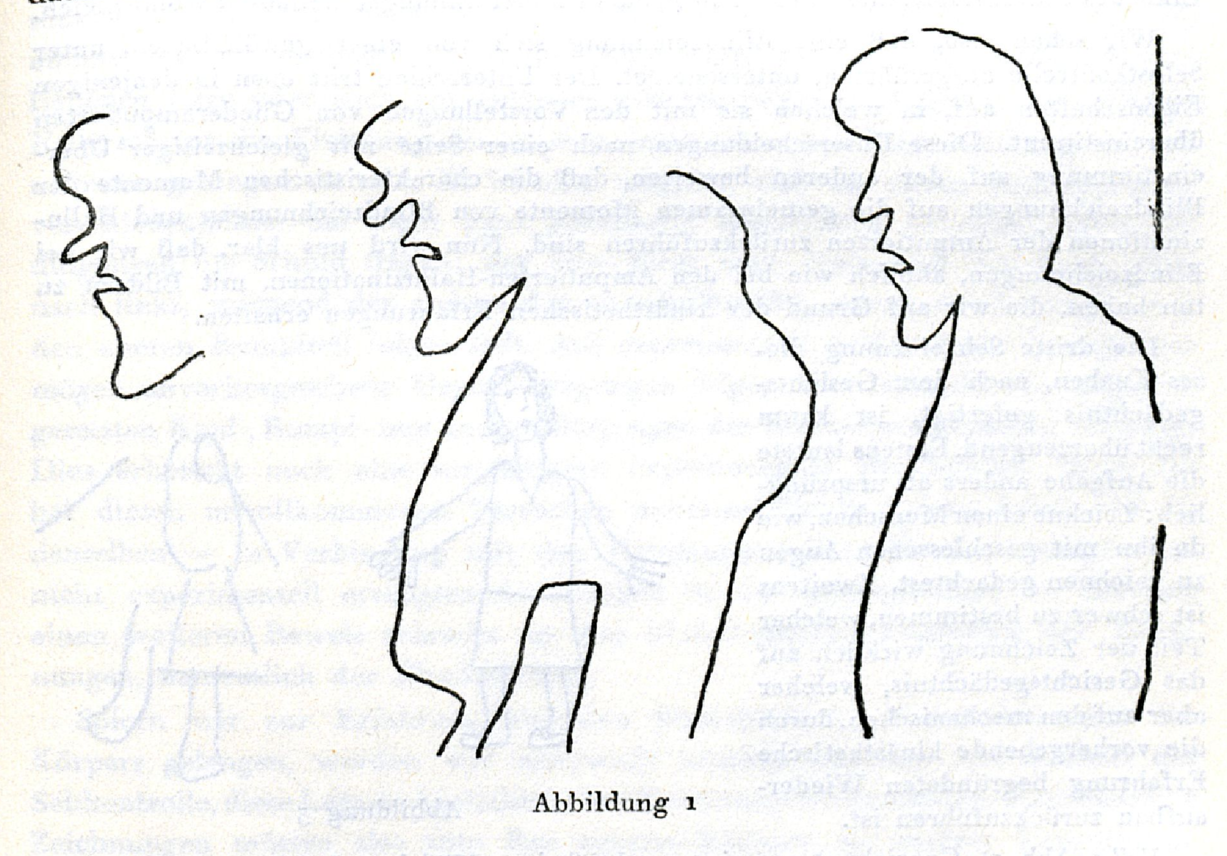


Abbildung 1

Die Ergebnisse sind sehr belehrend, wie aus einer Reihe hier vorliegender Kinderzeichnungen ersichtlich ist. Jeder Versuch ist von einer kurzen, vom Pädagogen gegebenen Charakteristik des Kindes begleitet, ferner der Aussage

des Schularztes und schließlich von der von mir selbst gestellten Diagnose, gestützt auf die allgemeine pädologische Prüfung.

Fall I. Zwölfjähriger Schüler, Sohn eines Buchbinders. Benimmt sich nervös, unruhig. Diagnose: Hysterie. Ein gescheiter, befähigter Knabe. Aufgabe der zweiten Serie: erst mit geschlossenen, dann mit offenen Augen zu zeichnen. Zuerst wollte der Junge vorschriftsgemäß zeichnen, er hielt aber nicht Stand und öffnete die Augen. Darauf erfolgte wiederum die Vorschrift, die Augen zu schließen und einen Menschen nach Belieben zu zeichnen. Auf diese Weise erhielten wir drei Zeichnungen: eine mit geschlossenen Augen begonnen, aber nicht beendigt, dann die Gedächtnisreproduktion der früheren Zeichnung und deren Beendigung und die mit offenen Augen ausgeführte Reproduktion (Abb. 1). Zu letzter Variante wurden dem Knaben seine erste und zweite Arbeit zur Ansicht überlassen und dann weggesteckt. Ganz wider Erwarten überzeugen diese drei Zeichnungen davon, daß man mit Hilfe jedenfalls vorwiegend kinästhetischer Erinnerung, bei geschlossenen Augen, imstande ist, einen Menschen aufzuzeichnen. Dabei zeigt die erste, nennen wir sie „blinde", Gedächtnisreproduktion, ganz wie es Katz bei beobachteten Vorstellungen von Armamputierten besagt, folgendes: In den allgemeinen Zügen sind in der Gedächtnisreproduktion die Umrisse und einige charakteristische Striche, ja sogar die Bewegungsrichtung beibehalten. Einige Glieder sind auch in unseren blinden Zeichnungen verlängert, verkürzt oder disloziert im Verhältnis zu den übrigen. Es ist geradezu zum Staunen, wie genau der Gesichtsumriß der zweiten blinden Zeichnung mit dem der ersten übereinstimmt. Dieselben sind lange nicht identisch, aber der Winkel zwischen Stirn und Nase, die Länge der Nase, der Winkel der Oberlippe, die ganze Linie des Unterkiefers, dies alles ist in beiden Blindzeichnungen beinahe absolut gleich.

Wir sehen also, daß eine Blindzeichnung sich von einer gewöhnlichen, unter Selbstkontrolle ausgeführten, unterscheidet. Der Unterschied tritt eben in denjenigen Eigenschaften auf, in welchen sie mit den Vorstellungen von Gliederamputierten übereinstimmt. Diese Unterscheidungen nach einer Seite mit gleichzeitiger Übereinstimmung auf der anderen beweisen, daß die charakteristischen Momente der Blindzeichnungen auf die gemeinsamen Momente von Blindzeichnungen und Halluzinationen der Amputierten zurückzuführen sind. Nun wird uns klar, daß wir bei Blindzeichnungen, ähnlich wie bei den Amputierten-Halluzinationen, mit Bildern zu tun haben, die wir auf Grund der kinästhetischen Erfahrungen erhalten.

Die dritte Sehzeichnung dieses Knaben, nach dem Gesichtsgedächtnis gefertigt, ist kaum recht überzeugend. Erstens lautete die Aufgabe anders als ursprünglich: Zeichne einen Menschen, wie du ihn mit geschlossenen Augen zu zeichnen gedachtest. Zweitens ist schwer zu bestimmen, welcher Teil der Zeichnung wirklich auf das Gesichtsgedächtnis, welcher aber auf den mechanischen, durch die vorhergehende kinästhetische Erfahrung begründeten Wiederaufbau zurückzuführen ist.



Abbildung 5

Fall 5 (Abb. 5). Gezeichnet von einem achtjährigen Mädchen. Leicht neurotisch, vermutlich hysterisch, äußerst schüchtern, pädagogisch vernachlässigt. Besonders interessanter Fall: mitten während der Blindreproduktion hatte das Kind plötzlich einen Schüchternheitsanfall und senkte den Kopf tief auf die Brust. Wie auf der Zeichnung

zu sehen, hat das Kind diese Kopflage bei der Zeichnung genau wiedergegeben. Die Blindreproduktion ist in diesem Falle keine besonders gelungene. Beim ersten Anblick haben wir eine ganz neue, von der Sehzeichnung unabhängige Zeichnung mit allen Charaktereigenschaften einer Blindzeichnung. Bei näherer Betrachtung jedoch erscheint es merkwürdig, wie die Armbewegungsrichtung, die sowohl zueinander, als auch zur unteren Rocklinie gehaltenen Beinlinien mit der Sehzeichnung übereinstimmen. Sogar der Abstand der Beine voneinander ist derselbe. Wir haben auch hier vor uns eine Versuchsperson, welche die Bewegungen und die Lage einzelner Körperteile besser hervorbringt als deren Form. Die gute Bewegungsreproduktionsfähigkeit gibt möglicherweise eine Erklärung für die Fixierung der Kopflage der Zeichnenden in der Blindzeichnung, oder umgekehrt: die gute Bewegungsreproduktion spricht für eine starke Empfänglichkeit für die eigene Kopflage beim Kinde. Durch diesen Fall wurde meine Aufmerksamkeit auf ähnliche Erscheinungen ganz besonders gelenkt und ich sammelte eine ganze Menge solcher Reproduktionen der Körperlage der Versuchsperson während des Zeichnens.

Ich versuchte auch — vorläufig nur bei erwachsenen Versuchspersonen —, ihnen absichtlich eine künstliche Körperlage während des Zeichnens zu geben, z. B. den Kopf stark nach links gehängt auf die linke Hand zu stützen. Weitaus die Mehrzahl der Versuchspersonen reproduzierte ihre künstlich erhaltene Körperlage in der Blindzeichnung, aber auf verschiedene Art: bei manchen erhielt die Zeichnung im ganzen eine Links- oder Rechtsbiegung, entsprechend der Neigung des eigenen Körpers, vor allem des Kopfes, oder umgekehrt, andere bogen nur einen Teil des gezeichneten Körpers nach der einen oder anderen Seite, wieder andere endlich zeichneten bloß den Kopf nach der Seite der künstlich verliehenen Lage oder nach der entgegengesetzten Seite abweichend. Im letzteren Falle scheint die Fixierung der experimentell erzeugten Körperhaltung am genauesten gelungen zu sein. Es ist aber möglich, daß an diesen Reproduktionsverschiedenheiten die nicht ganz gleichartig angestellten experimentellen Bedingungen die Schuld tragen: der eine biegt nach Vorschrift den Kopf allein nach links, während der andere der vorschriftmäßig gebogenen Kopflage noch den oberen Rumpfteil folgen läßt. Auf experimentell beabsichtigte Bewegungen mögen unvorhergesehene Gegenbewegungen folgen, die vielleicht die entgegengesetzten Kopf-, Rumpf- und andere Biegungen der Blindreproduktionen erklären. Dies erheischt noch eine sorgfältigere experimentelle Bearbeitung. Trotz der bei diesen unvollkommenen Versuchen unvermeidlichen Fehler haben wir in denselben — in Verbindung mit den Forschungen über Blindzeichnungen bei nicht experimentell erzeugten Änderungen in der Körperhaltung — dennoch einen weiteren Beweis erbracht für den kinästhetischen Charakter der Zeichnungen, namentlich der Blindarbeiten.

Sofern wir zur Erfahrung aus den kinästhetischen Wahrnehmungen des Körpers gelangen, werden wir unbewußt bemüht sein, bei Abwesenheit der Sehkontrolle, diese Lage in kinästhetischen Zeichnungen darzustellen, kinästhetische Zeichnungen müssen also zum Bau unseres Körpers, zu unserer Konstitution, in einer engen Beziehung stehen und deren charakteristische Eigenschaften in irgendeiner Weise widerspiegeln. Das berechtigt uns zur Frage nach dem Wert der kinästhetischen Zeichnungen für die Erforschung der

Konstitution. Leider ist mir eine der interessantesten Zeichnungen eines Kindes mit displastischer Konstitution abhanden gekommen, aber ich kann an anderen Zeichnungen die Typen der betreffenden Kinder genügend demonstrieren.

Gegen das Bestreben, die eigene Konstitution in der Zeichnung auszuprägen, könnte man z. B. die Schöpfungen von Michelangelo erwähnen, des schwächlichen Angelo, der so mächtige Gott- und Menschengestalten schuf. Dies soll uns jedoch nicht irreführen; bei Michelangelo handelt es sich um überlegte, seine eigene Schwäche kompensierende Darstellungen der Vater-Imago. Bei unseren Blindzeichnungen dagegen haben wir es mit „instinktiven" Nachbildungen zu tun. Es wäre auch nicht ausgeschlossen, daß eine unserer kindlichen Versuchspersonen eventuell einen mit dem eigenen kontrastierenden Typus bei der Sehzeichnung bringt. Interessant wäre es aber zu beobachten, ob dann auch in der Blindzeichnung der Sehzeichnungstypus beibehalten, oder ob dieser Typus auch hier im Sinne der Konstitution des Zeichnenden verändert wird.

Die Konstitutionslehre ist noch sehr unvollständig. Was wir in der Klassifikation hervorheben, ist möglicherweise durchaus nicht so wichtig, und es wird sich erst später herausstellen, nach welchen Prinzipien klassifiziert werden soll. Jedenfalls aber müssen wir so überaus wichtige Momente wie die Darstellung von Bewegungen und Formen in kinästhetischen Bildern zum Zwecke der Konstitutionsforschung unbedingt ausnutzen.

Die Erforschung der kinästhetischen Zeichnungen wird unter Umständen eine bis jetzt noch unverhergesehen große Bedeutung bekommen bei Bestimmungen der „Krankheiten der Persönlichkeit", sowie in der Neuropathologie. Wir haben ja gesehen, daß Lähmungen und unverhältnismäßige Entwicklung einzelner Körperteile der Zeichnenden in ihren Zeichnungen zum Ausdruck kommen. Ebenso werden Körperlage und Bewegungsrichtung sowie charakteristische Eigentümlichkeiten des Zeichnenden in der Blindzeichnung veranschaulicht. In bezug auf die Kraft werden Bewegungen im Vergleich zum Sehbild im Blindbild vergrößert oder verringert, Linien werden entweder energischer oder umgekehrt schüchterner, zitternder, zersplitterter. Solche Unterschiede bei der Reproduktion könnte man zu diagnostischen Zwecken verwerten, was ich auch teilweise versucht habe. Es wäre meiner Ansicht nach zweckmäßig, mit dem betreffenden Studium bei gröberen Störungen in der psychiatrischen und Nervenklinik zu beginnen. Mein Material aus dem prophylaktischen Kinderambulatorium zu Rostow am Don weist nur Fälle mit meist geringen Störungen des Nervensystems auf. Ich zeigte bereits, daß hysterische Kinder Zeichnungen herstellen, aus denen ich bis jetzt keinen wesentlichen Unterschied zu Zeichnungen sogenannter „Normaler" herausfand. Schizophrene Kinder kommen nicht so häufig vor und ich habe sie daher in bezug auf kinästhetische Zeichnungen vorläufig noch nicht bearbeitet. Kinästhetische Zeichnungen der Schizoiden bieten noch keine Möglichkeit zu bestimmten Aussagen. Manchmal sind sie denen einer displastischen Konstitution ähnlich, es fehlt häufig an Ausdauer, wir

beobachten Vergeßlichkeit, Zerstreutheit, Auslassungen, Wiederholungen und eine Unruhe, die wir in einer Gruppe unter der Diagnose „Emotionale Willensunbeständigkeit" zusammenfassen. Diese Diagnose ist aus der Klassifikation von Prof. Bielski in Leningrad hergeleitet und wird bei pädologischen Untersuchungen in unserem Schulambulatorium angewendet. Die Diagnose läßt zwar zu wünschen übrig, sie ist vor allem nicht genügend differenziert, allein wir bedienen uns ihrer aus praktischen Rücksichten, unter anderem auch, um Klassifikationsverschiedenheiten möglichst zu vermeiden. Unter dem Namen *EWU* (emotionale Willensunbeständigkeit) bringen wir motorische, leicht erregte, lärmende, unruhige Kinder, deren Wille und Aufmerksamkeit schnell ermüden, unter. Ihre Affekte sind oberflächlich, scheinen nicht in die Tiefe zu dringen. Bei diesen Kindern folgt bald eine Begeisterung auf die andere, sie lassen sich leicht von Kameraden beeinflussen und zu verschiedenem Unfug verleiten. Infolge ihrer Willensschwäche und Erregbarkeit kommen sie leicht auf Abwege und nehmen allerlei Laster an, wie Rauchen, Kartenspiel, Trunksucht, Lüge, Diebstahl. Bei solchen Kindern konstatieren wir außer den allgemeinen Vererbungseinflüssen noch die Folgen unerträglicher sozialer Verhältnisse, soziale sowie pädagogische Vernachlässigung. Natürlich reiht sich an diese *EWU* eine Hemmung der Schulfortschritte. Häufig sehen wir Verbindung mit geistiger Zurückgebliebenheit, öfter noch umgekehrt; die *EWU* gesellt sich zu geistiger Insuffizienz. Die Kinder mit *EWU*, deren Zeichnungen wir gleich besprechen werden, gehören noch zu den erträglichen im sozialen Leben.

Fall 11 (Abb. 11) zeigt uns die Arbeit eines elfeinhalbjährigen Knaben, der in der Schule zu den „Unfähigen" gehört. Seine Blindzeichnung reproduziert ziemlich gut einzelne Formen und Bewegungsrichtungen (Gliedmaßen), unterscheidet sich aber von meinen früheren Vorlagen durch ein Durcheinander der Teile und mehrmalige Wiederholungen, so daß auf Kopf und Ohren der Rumpf folgt, dann aber wiederum die Ohren allein, dann folgt abermals der Rumpf und zuletzt Arme und Beine. Eine leichte Kopfbiegung akzentuiert sich scharf in der Reproduktion.

Fall 13. Wir illustrieren hier (Abb. 13) die Arbeit eines geistig zurückgebliebenen, mit *EWU* belasteten Knaben. Es ist ein jüdischer Schneiderssohn von zehneinhalb Jahren, im affektiven Leben infantil, lügt, sucht immer aus der Schlinge zu kommen, ist unzuverlässig, lärmend, „zerworfen", in beständiger Bewegung. Nach dem Sehbilde läßt sich nur von einer Infantilität sprechen. In der Blindarbeit aber sehen wir das schon geschilderte, für intellektuelle Zurückgebliebenheit sprechende, an einen Reisighaufen erinnernde, unbeholfene Liniengemisch, überhaupt wenig von einer Form. Ferner das schon bekannte, für den Charakter eines *EWU*-Kindes maßgebende

Abbildung 11

Durcheinander, Wiederholung und auch Auslassung einzelner Teile, was auf Vergeßlichkeit hindeutet: *Augen außerhalb des Kopfes, die Nase, ein Stückchen Kopfumriß*, hierauf Kopfumriß, wiederum Augen, die Nase und noch ein unbestimmbares Häkchen, dann der Rumpf mit einem für eine Blindzeichnung nicht übel wiedergegebenen Bein, das zweite Bein ist vergessen. Schließlich kommen die Arme (Hände). Auffallend ist, daß sowohl in der Sehzeichnung als auch in der Blindreproduktion an einer Hand drei Finger sitzen, während an der anderen alle fünf gezeichnet sind. Die Bewegungsrichtung der Arme ist ziemlich gut dargestellt.

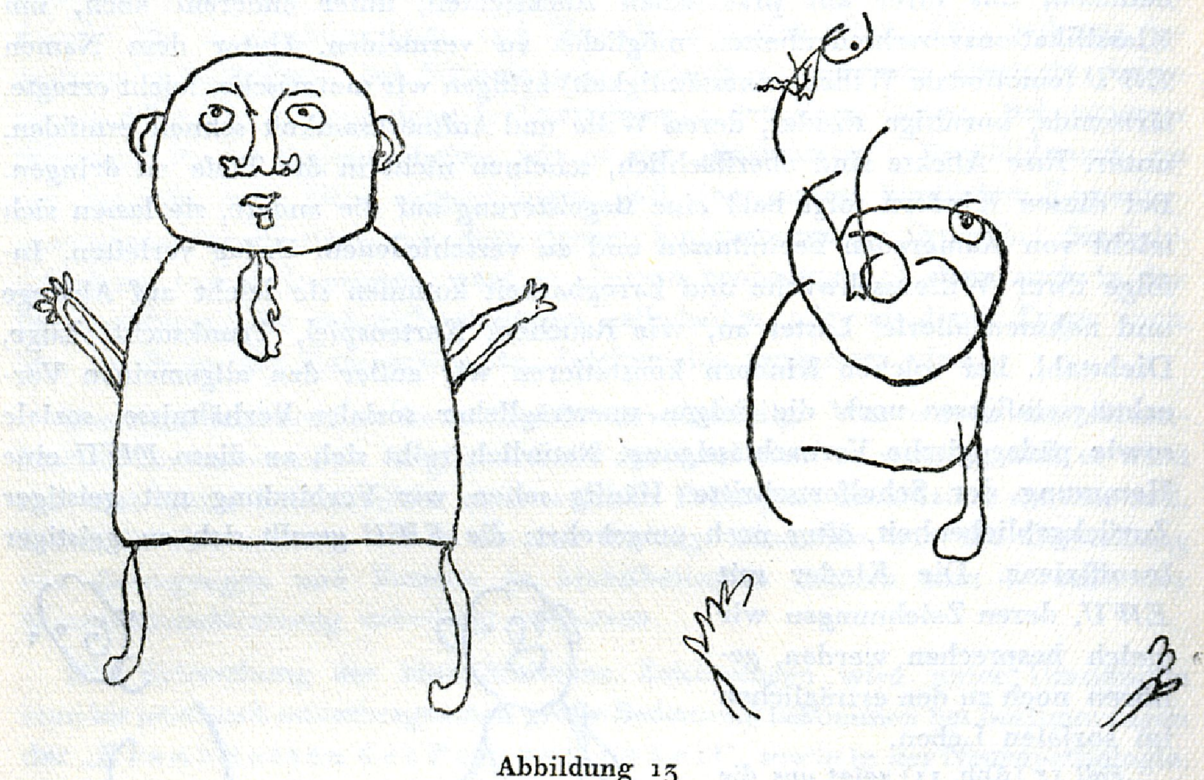


Abbildung 13

In diesen vorläufigen Mitteilungen kommt es mir, wie gesagt, nicht darauf an, scharfe diagnostische Kriterien auszubilden. Ich wollte bloß im allgemeinen zeigen, wie wesentlich die Blindzeichnung für die Bestimmung der kleinen Persönlichkeit ist. Das Kind offenbart uns durch Formen und Bewegungen in Blindzeichnungen seinen „Lebensrhythmus". Es steht außer Zweifel, daß wir mit Hilfe weiterer Forschung über solche Zeichnungen bei verschiedenen Erkrankungen der Persönlichkeit („psychische Erkrankung") vieles finden werden, was zur Charakteristik der vorliegenden Pathologie beiträgt. Besonders wichtig wäre natürlich das Studium der Blindzeichnungen dort, wo es sich um Störungen zentralen Ursprungs auf sensorischem oder motorischem Gebiete handelt.

Im frühkindlichen Alter zeichnen wir mehr auf Grund unserer kinästhetischen Erfahrung als auf Grund des Gesehenen. Bei Zeichnungen mit geschlossenen Augen nähert sich der Erwachsene am meisten diesem Stadium. Ich sage am meisten, weil die Kinder noch im Vorschulalter (zwischen vier und acht Jahren) in Sehzeichnungen Eigentümlichkeiten vorbringen, die sonst für Blindzeichnungen charakteristisch sind. Die meisten, die sich schon mit solchen Zeichnungen beschäftigt haben, werden bemerkt haben, daß Kinder

häufig ein Menschengesicht mit bloß einem Auge zeichnen, das zweite kommt außerhalb des Kopfes zu stehen, die Gliedmaßen sind vom Rumpfe getrennt; wenn eine Mütze da ist, so steht sie aufwärts, weit vom Kopfe entfernt. Wird ein Haus gezeichnet, so finden wir die Fenster nicht in der Mauer, sondern abseits im Luftraum. Diese Tatsachen sind aus der Literatur auch gut bekannt. Die räumlichen Abweichungen einzelner Teile sind nicht allein bei freien Zeichnungen, sondern auch bei Zeichnungen nach Vorlagen und Modellen vorhanden. Bülow bestätigt dies durch seine Forschungen und zitiert Kerschensteiner: „Auf der ganzen Volksschulstrecke steht das Zeichnen aus dem Gedächtnis dem Modellzeichnen qualitativ nicht nach. Nur in den höheren Klassen nützen Knaben die vorgelegten Modelle richtig aus, die Mädchen aber nicht." Das beweist, meint Bülow, daß Modelle den Kindern keinen wesentlichen Nutzen bringen, und dies gilt für jüngere Kinder in noch höherem Grade als für Schulkinder. Das Zeichnen nach Vorlagen ist eine kaum nennenswerte Abänderung des Zeichnens nach dem Gedächtnis. Es hindert nicht, daß manche Nebensächlichkeiten des Modells auf der Zeichnung scharf nachgebildet sind; ja, die Erfahrung lehrt, daß in Kinderzeichnungen Momente dargestellt werden, die auf den Vorlagen gar nicht vorkommen. Verschiedene Forscher erklären diese Erscheinungen durch den Einfluß des „Wissens". Das Kind „weiß", daß der Mensch zwei Augen, zwei Ohren, zwei Hände, zwei Beine hat. Nun zeichnet es das, was es weiß, ohne nachzuprüfen, ob im gegebenen Modell alle diese Teile zu sehen sind. Hier erinnere ich mich gerade, wie mein dreijähriges Töchterchen ein Frauenseitenbild in der Hand hält und fragt: „Da hat die Tante ein Auge und wo ist das andere?" Dies beweist ebenfalls, daß das Kind sich nicht auf das gesehene Vorbild stützt, sondern nach seinem Wissen urteilt. Wir verstehen aber unter „Wissen" eine zum Bewußtsein gelangte Erfahrung. Wenn daher das Kind abweichend von der Vorlage je zwei Augen, Ohren, Arme, Beine zeichnet, wenn es richtig fünf Finger darstellt u. dgl. m., so sprechen wir vollberechtigt von einem „Wissen". Etwas anderes ist es, wenn das Kind die Augen auf den Bauch bringt, eine Mütze auf der Decke statt auf dem Kopfe anbringt, den Hals in den Kopf hineindrängt u. dgl. m. Dann dürfen wir natürlich nicht von einer bewußten Erfahrung respektive von einem Wissen sprechen, sondern müssen eine andere Erklärung suchen. Auf Grund des bisher Gesagten werden wir zunächst auf den Einfluß der kinästhetischen Erfahrungen zurückkommen. Für den kinästhetischen Charakter der Kinderzeichnungen, namentlich der Blindzeichnungen und der frühkindlichen Zeichnungen, spricht auch die diesen Zeichnungen in größerem oder geringerem Grade eigene Schematisierung.

Sowohl geistig zurückgebliebene als auch Kinder mit abstrakt-logischem Denken boten uns Zeichnungen, die in bezug auf Schematisierung dem Alter dieser Kinder nicht mehr entsprechen. Diese paradox scheinende Ähnlichkeit hat ihre Berechtigung. Denn was verstehen wir unter Schematisierung? Das ist ein Vorgang, bei dem wir die Gesamtlage einer Erscheinung in ihren Hauptumrissen darstellen, d. h. wir beachten nur das Wesentliche an ihr, während

wir alles andere beiseite lassen. Demgemäß muß die Schematisierung mit dem abstrakt-logischen Denken Hand in Hand gehen. Aber auch das kleine Kind denkt, wenn auch nicht logisch, so doch umfassend, es faßt zuerst die eine Sache ebenfalls als Ganzheit und gewöhnt sich erst allmählich an die Zerlegung dieses Ganzen in seine Bestandteile. Wir wissen ja z. B., daß die ersten Worte des Kindes einen allgemeinen Charakter tragen. Darauf beruhen ja verschiedene Unterrichtsmethoden, wie z. B. der Leseunterricht nach Decroly, bei welchem wir, von ganzen Sätzen ausgehend, allmählich zu Einzelheiten übergehen. Kein Wunder daher, daß auch Zeichnungen der Kinder in deren früher Entwicklungsperiode zur Schematisierung neigen. Wie können wir aber den allgemeinen schematischen Charakter des kindlichen Denkens mit dem bekannten Konkretismus der kindlichen Vorstellungen in Einklang bringen? Das eine schließt das andere keineswegs aus. Die konkretesten, am innigsten mit organischen, subjektiven Empfindungen verknüpften Vorstellungen sind gerade diejenigen, welche am Grunde unseres abstrakt-logischen Denkens liegen. Es sind dies kinästhetische Vorstellungen. Sofern wir mit Zeichnungen manipulieren, werden wir von einer Verbindung von kinästhetischen Erfahrungen mit Seherfahrungen sprechen. Freilich läßt sich schwer sagen, wieviel wir dabei auf die kinästhetischen Vorstellungen und wieviel auf die Gesichtsvorstellungen verteilen müssen. Eines steht jedoch fest: das sichtbare Element an der Zeichnung beraubt sie ihrer abstrakten Eigenschaften. Das ist nämlich so zu verstehen, daß alles Aufgezeichnete stets in einem gewissen Maße die konkrete Realität abspiegelt. Sogar eine hingezeichnete Linie hat ihre Breite, Dicke, Farbe, hat ihre Attribute eines objektiv vorhandenen realen Gegenstandes. So wird auch ein gezeichnetes Bild bei beliebiger Schematisierung Gegenstände vorbringen, die an etwas Bestimmtes, real Existierendes erinnern. Rein abstrakt bleibt nur diejenige Linie oder dasjenige Bild, welches wir uns kinästhetisch vorstellen, d. h. in Form einer Bewegung, Dauer, Richtung, mit anderen Worten eine Linie, wie wir sie mathematisch darstellen mit Weglassung der subjektiven Momente. Also wird die Abstraktion in der Abtrennung vom Subjektiven gerade auf dem Gebiete der subjektivsten kinästhetischen Elemente bestehen. Die Abstraktion kann mehr oder weniger vollständig sein in unserem Denken, die vollständigste Abstraktion ist die mathematische. Nicht alle Gebiete unseres Denkens eignen sich zur Abstraktion. Daher subjektiviert sich das Abstrakte gleichzeitig irgendwo in der Tiefe des Bewußtseins, wie z. B. bei der Bildung einer hypnagogischen Halluzination oder eben im kindlichen Denken. Nun wird uns klar, daß das globale oder schematische Denken trotz gemeinsamer Züge durchaus nicht mit dem abstrakten Denken übereinstimmen muß. Das kleine Kind, das global oder schematisch denkt, ist in seinem Bewußtsein durchaus subjektiv und konkret.

Wie erwähnt, entspricht jeder abstrakten Reihe unseres Denkens eine gleichzeitig verlaufende gesichts-kinästhetische Reihe. Das will heißen, daß eine abstrakt gedachte Linie nicht mehr eine abstrakte, auch nicht eine reine kinästhetische Linie bleibt, sondern eine gesichts-kinästhetische wird. Die Gesichts-

vorstellungen werden, wie schon mehrfach betont, bei ihrem Verschmelzen mit den kinästhetischen Vorstellungen dominieren. Auf diese Weise erhalten wir auch bei abstrakt-logisch denkenden Erwachsenen neben abstrakten „mathematischen“ Vorstellungen konkrete, visuelle Vorstellungen. So erhalten wir zum Beispiel auch hier anstatt einer mathematisch-geometrischen Vorstellung eine Linie, einen Strich, anstatt einer schematisch gedachten Liniengruppierung werden wir ein sichtbares schematisches Bild dieser Beziehung vor uns haben. Folglich muß das abstrakteste mathematische Denken auch sichtbare schematische Bilder ergeben. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß Individuen, die über eine große Zahl solcher schematischer Bilder verfügen, diese Schematisierungsveranlagung auch in Zeichnungen äußern werden. Die auf den ersten Blick paradox erscheinende Übereinstimmung zwischen Schematisierungsneigungen in Zeichnungen sowohl geistig zurückgebliebener als auch perfekt abstrakt-logisch denkender Menschen mutet uns nun ganz natürlich an. Die schematischen Zeichnungen geistig zurückgebliebener Kinder unterscheiden sich dabei, wie mehrmals erwähnt, erstens durch Hilflosigkeit der Linienführung, sodann finden wir auch in Sehzeichnungen älterer, geistig zurückgebliebener Kinder Erscheinungen, die wir als charakteristisch erachteten für Blindzeichnungen und Zeichnungen kleiner Kinder überhaupt, zum Beispiel die Verschiebung einzelner Teile, Raumunabhängigkeiten und dergleichen mehr. Und schließlich verrät sich neben der Schematisierung der kindliche Subjektivismus und Konkretismus bei Zurückgebliebenen durch gleichzeitige Häufung von unnötigen nebensächlichen Details in der Zeichnung. Als Gegensatz fallen die schematischen Zeichnungen begabter Kinder durch ihre Klarheit auf, durch die Bestimmtheit der Linienführung und durch Wegfall aller unnötigen Details. Die Zeichnungen begabter Kinder unterscheiden sich sonst nicht von den Zeichnungen ihrer Altersgenossen. Bei Blindzeichnungen haben wir zugleich mit der Schematisierung ebenfalls die üblichen Attribute, die kinästhetische Bilder charakterisieren.

Neigung zur Schematisierung habe ich aber auch bei einigen anderen Kindern beobachtet, deren Gesichtsreproduktion nicht unter der Norm war. Diese Kinder zeigten ebenfalls ein gutes, abstrakt-logisches Denken. Aber lange nicht alle Kinder mit gutem abstrakt-logischem Denken zeigten eine Neigung zur Schematisierung in den Zeichnungen. Wie soll man dies erklären? Ist es gerade eine bestimmte Art abstrakt-logischen Denkens, eine Art des Denkens zum Beispiel, die zu geometrischen Konstruktionen neigt, die hauptsächlich schematische Zeichnungen liefert? Oder spielen hier andere, bisher nicht

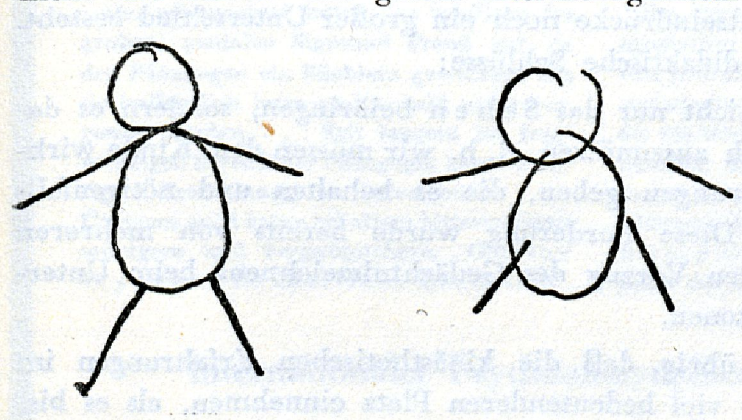


Abbildung 17

genügend berücksichtigte Umstände mit? Dies sollen uns weitere Untersuchungen zeigen.

Fall 17 (Abb. 17) illustriert uns das Gesagte in Seh- und Blindzeichnungen eines zwölfjährigen Jungen von besonders klarem, abstrakt-logischem Denken. Typische Hysterie der Pubertätszeit. Sexuelle Schwierigkeiten. Selbstbewußt. Genaue Empfänglichkeit. Gesichtsreproduktion nach Binet-Simon unter dem Durchschnitt. Musikalisch gut begabt. Tuberkulöse Infektion.

Zweifelsohne hat das Kinderdenken seine eigenen Mechanismen, denen wir sowohl in seinen Zeichnungen als auch in der Wortsprache, sowie in den Schöpfungen und Zuständen Erwachsener begegnen, die irgendwie mit frühkindlichen Denkmechanismen zu tun haben. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des frühkindlichen Denkens verdanken wir den ontogenetisch frühesten kinästhetischen Erfahrungen. Man kann mir erwidern: Aber ein Kind, das Mechanismen des frühkindlichen kinästhetischen Denkens zur Schau tragen soll, verwendet ja schon längst seine Seh-, Hör- und andere Erfahrungen. Die Beeinflussung der Denkmechanismen durch Seh-, Hör- und andere Erfahrungen ist freilich auch für das früheste Kindesalter unbestreitbar, es gehört jedoch viel zuviel Zeit dazu, um Grundvorstellungen, Begriffe, den ganzen Denkmechanismus zu ändern, der auf Grund von tiefeingewurzelten, lange vor der Geburt beginnenden Erfahrungen aufgebaut wurde. Wissen wir denn nicht, wie schwer es uns Erwachsenen fällt, uns von gewissen stark eingefleischten Begriffskategorien zu befreien, sogar wenn wir logisch und mit vollem Bewußtsein einsehen, daß wir uns von dem Vermächtnis der früheren Erfahrung lossagen müssen, weil es uns hindert, etwas Neues aufzufassen? Um so stärker ist der Einfluß der ursprünglichen Erfahrung beim Kinde. Außerdem überschätzen wir vielleicht beim Kinde, sowie möglicherweise auch beim Erwachsenen, die Höhe der Seherfahrung zu Ungunsten der kinästhetischen. Vielleicht handelt es sich beim Kinde gar nicht so ausschließlich ums „Sehen", wie wir glauben (bekanntlich sollen Erwachsene drei Viertel aller ihrer Kenntnisse den Seherfahrungen verdanken), denn schließlich bekommen wir sogar beim reinen Sehprozeß gleichzeitig kinästhetische Eindrücke. Und die Kinderzeichnungen, respektive das kindliche Ab- oder Nachzeichnen, müssen uns doch zuletzt auch darüber belehren, daß zwischen dem, was wir „sehen" nennen, und der wirklichen Ausnützung der erhaltenen Gesichtseindrücke noch ein großer Unterschied besteht. Hieraus entnehmen wir zwei didaktische Schlüsse:

1) Man muß dem Kinde nicht nur das Sehen beibringen, sondern es dazu erziehen, das Gesehene auch auszunützen, d. h. wir müssen dem Kinde wirkliche spezifische Gesichtserfahrungen geben, die es behalten und nötigenfalls richtig reproduzieren kann. Diese Forderung wurde bereits von mehreren Pädagogen erhoben, welche den Vorzug des Gedächtniszeichnens beim Unterricht vor dem Abzeichnen betonen.

2) Es bleibt zu wünschen übrig, daß die kinästhetischen Erfahrungen im planmäßigen Unterricht einen viel bedeutenderen Platz einnehmen, als es bisher der Fall war. Nicht nur bei der allgemeinen Körperkultur, Gymnastik,

rhythmischer Gymnastik, teilweise beim Musikunterricht, sondern auch zu Zwecken der Ausbildung von speziellen Eigenschaften unseres Intellektes sollte die Ausbildung von kinästhetischen Empfindungen von größter Wichtigkeit sein. Überall dort, wo wir zuerst an Sehschärfeübungen dachten, wie bei Distanz- und Größenschätzung, bei der Orientierung im Raume, bei der Zeitschätzung, könnte die Kultur von kinästhetischen Empfindungen manches beitragen. Ferner halte ich es für sehr geboten, speziell zur Entwicklung des abstrakt-logischen Denkens, namentlich vielleicht beim Geometrieunterricht, das Zeichnen von Skizzen mit geschlossenen Augen zu versuchen. Wir wissen nämlich, wie schwer es dem Schüler anfangs fällt, der an konkretes, sichtbares Auffassen mathematischer Lehren gewöhnt ist, sich abstrakte Vorstellungen anzueignen. Mit Algebra ist es zunächst noch leidlich. Aber es kann sich selten ein Schüler eine planimetrische Skizze im Kopfe vorstellen, an die Lösung einer geometrischen Aufgabe schon gar nicht zu denken. Beim Zeichnen der planimetrischen Skizzen mit geschlossenen Augen fixieren wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf das kinästhetische Bild, wir nähern uns dadurch nach dem vorher Besprochenen leichter einer vollständigen mathematischen Abstraktion, die ihrerseits, wie wir wissen, zu entsprechenden gesehenen Schemata führt.

Wir stellen damit die fehlende Brücke her zwischen der dem Kinde nichtssagenden gezeichneten planimetrischen Skizze und dem abstrakt-mathematischen Inhalt, den sie darstellen soll.

Das Zeichnen mit geschlossenen Augen könnte endlich beim planmäßigen Zeichenunterricht Verwendung finden.

Kindliche Darmträgheit infolge falscher Erziehung

Von Dr. med. Frieda Fromm-Reichmann, Heidelberg

Die kleine Ellen, dreieinhalb Jahre alt, wird von ihrer Mutter wegen schwerer Stuhlverhaltung in die Sprechstunde gebracht. Sie sei immer, so berichtet die Mutter, ein sehr lebhaftes, intelligentes, aber ungewöhnlich fügsames und leicht lenkbares Kind gewesen. Nur die Reinlichkeitsgewöhnung habe große Schwierigkeiten gemacht und sei nach harten Kämpfen erst seit einem halben Jahr gelungen. Man habe Ellen oft ergebnislos gezwungen, stundenlang auf dem Nachtgeschirr sitzen zu bleiben, um, kaum daß man ihr aufzustehen erlaubte, mit einer Entleerung in die Hose überrascht zu werden.

Seit jener Zeit datiert, wie aus dem weiteren Bericht der Mutter hervorgeht, die Gewohnheit des Vaters, täglich in Gegenwart der einzigen Tochter eingehenden Bericht über ihren Stuhlgang einzufordern und im Falle seiner Unzufriedenheit mit der Mutter zu schelten. Auch nach erfolgter Reinlichkeitsgewöhnung zeigte er Besorgnis und Unruhe, sobald die tägliche Entleerung einmal ausfiel oder auch nur zu einer ungewohnten Tageszeit stattfand; er überschüttete das vergötterte Kind dann mit Liebkosungen und Entleerungsbittgesuchen und verlangte schließlich von der widerstrebenden Mutter, daß sie der Kleinen ein Abführmittel gebe, unter dessen Wirkung das kleine Mädchen dann mühelos entleeren konnte. Dafür erntete sie das Lob des sorgenden Vaters, für den die liebende Fürsorge um das Wohl der Tochter identisch war mit der ängstlichen Sorge um ihre Stuhlentleerungen.

So gewöhnte sich die Patientin daran, überhaupt nicht mehr ohne Abführmittel zu entleeren. Ihr Stuhlgang stand im Mittelpunkt des familiären Interesses, und das Kind lernte mit seinen Darmfunktionen die kleine Familie zu beherrschen: Wie allmächtig war sie doch! Sie konnte, je nachdem ob sie ihren Stuhlgang hergeben oder für sich behalten wollte, die lobenden oder ängstlichen Zärtlichkeiten des Vaters auf sich lenken, Mißhelligkeiten zwischen den Eltern erzeugen, bei denen der Vater auf ihrer Seite, die Mutter allein auf der Gegenseite stand; sie konnte mit Vaters Hilfe die Zubereitung angenehmer Tränkchen von der Mutter erzwingen und damit schließlich das befreiende Gefühl der Entlastung des Darms und die Lust der den Darmausgang passierenden Kotmassen haben, ohne sich anstrengen zu müssen!

Nach dieser Vorgeschichte wird es uns nicht wundern, daß die kleine Darmtyrannin, die ja alle kindlichen Allmachtsphantasien, alle feindseligen und liebevollen Ödipuswünsche, ihren ganzen Kindereigensinn und ihre ganze kindliche Herrschlust mit Hilfe ihrer Entleerungen verwirklichen konnte, die lustreiche Position der Stuhlverhaltung, besonders in Anwesenheit des Vaters — nur wenn er verreist war, gab es vorübergehende Besserungen — mit aller Macht beizubehalten trachtete, und daß sie *im übrigen* trotz ihrer großen Lebhaftigkeit ein so auffallend fügsames, leicht erziehbares Kind war.

Mit anderen Worten, sowohl das Symptom der Stuhlverstopfung wie die eigenartige Charakterentwicklung des Kindes sind als Ausdruck einer psychischen Fehlentwicklung anzusehen, welche es infolge des falschen pädagogischen Verhaltens des Vaters gegenüber ihren Entleerungsfunktionen durchmachen mußte.

Schon normalerweise ist ja, wie wir seit Freud[1] wissen, die Zeit der Reinlichkeitsgewöhnung von entscheidender Bedeutung für die weitere Triebentwicklung, für die Charakterbildung und für die persönliche Beziehungsfähigkeit des Kindes: Vorher kannte der Säugling und das hilflose Kleinkind die geliebten Eltern oder sonstigen Pflegepersonen ausschließlich als triebgewährende Wesen, die allein dazu dazusein schienen, um ihm eine möglichst lustvolle Befriedigung aller seiner vegetativen Bedürfnisse zu verschaffen und wenig oder nichts von ihm zu verlangen; das Kind hat also alle Ursache, diese freundlichen Wesen, die ihm jeden Kampf mit der rauhen Außenwelt ersparen, eindeutig zu lieben.

Auf einmal treten die gleichen Personen als triebeinschränkende, verbietende Instanzen in sein Leben, verlangen konsequent von ihm, daß es seinen Stuhlgang an von ihnen festgelegten Orten, zu von ihnen bestimmten Zeiten absetzt und nicht mehr, wann und wo es ihm beliebt; dabei ist es doch so stolz auf diese seine erste ureigenste Produktion, deren jeweilige Absetzung oder Zurückhaltung ihm so viel Lust und Kraftbewußtsein verleiht, daß es nur zu gern, wie als Säugling so auch weiterhin, uneingeschränkt von der Rücksicht auf die äußere Wirklichkeit, über das Wann und Wo seiner Entleerungen entscheiden möchte. So kommt es, daß sich in die Beziehung zu den vorher nur geliebten Personen, welche als Erzieher die Entleerungswillkür des Kindes einschränken müssen, feindselige Regungen einschleichen; das Kind entwickelt Eigensinn, Trotz und Herrschlust in der Abwehr ihrer Forderungen und benutzt, wie wir wissen, den Entleerungsvorgang und den Stuhlgang selbst, um die der Kampf mit den Erziehern zur Reinlichkeit geht, als Ausdrucksmittel der neuen Affekte und Charaktereigenschaften, die es in diesem Kampf erworben hat.

Später, wenn die Liebe des Kindes zu den Eltern ihre geschlechtsspezifische Differenzierung im Sinne des Ödipuskomplexes findet, erhält der während der Reinlichkeitsgewöhnung erworbene Liebeszwiespalt neue Nahrung, wie bei der kleinen Ellen, wenn sie, wie wir oben sahen, durch ihre Stuhlverhaltung die beiden Eltern gegeneinander auszuspielen sucht.

Wenn der Stuhlentleerung des Kindes schon normalerweise diese Wichtigkeit für die kindliche Triebentwicklung zukommt, wieviel mehr bei einem Kinde wie unserer Patientin; bei ihr besteht ja, wie wir an der erschwerten Reinlichkeitsgewöhnung sehen können, ebenso wie bei ihrem Vater, dessen allgemeine Fürsorge für das Kind vorwiegend anal gerichtet ist, schon ein konstitutionell gesteigertes Interesse an der Entleerungszone und den Entleerungsvorgängen; und durch die unverständige Haltung des Vaters wird, wie wir

1) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. — Charakter und Analerotik. — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. — Ges. Schriften, Bd. V.

sahen, alles dazu getan, um die libidinöse Bedeutung des Entleerungsgeschäftes und der mit ihm verbundenen Triebregungen und Affekte ins Ungemessene zu steigern.

Wenn aber doch noch Zweifel an der seelischen Bedeutung bestanden hätten, welche der Stuhlverhaltung unserer kleinen Patientin für ihren Triebhaushalt zukommt, so wurden sie — und dies ist der Grund, weshalb ich diese kleine Behandlungsgeschichte mitteile — durch Ellens Verhalten bei Beginn der Behandlung eindeutig aufgelöst. Die Therapie begann nämlich auf meinen Rat damit, daß die Mutter dem Kinde auf seine üblichen Morgenbetrachtungen darüber, ob es heute schon „ein Großes gemacht" hätte oder nicht, ob oder wann sie es tun wolle, wer sich darüber freuen werde usw., ihr Desinteressement erklärte, d. h. der Tochter mitteilte, sie sei nun zu groß, als daß man sich weiterhin über ihren Stuhlgang unterhalten oder darum kümmern müsse; wenn der Leib voll sei, werde sie ihn eben stillschweigend leer machen, wie erwachsene Leute auch.

Als gelehrige Schülerin antwortete die Kleine denn auch prompt auf die am gleichen Morgen zuerst vom Vater, dann vom Kindermädchen gewohnheitsgemäß an sie gerichtete Frage nach ihrem Stuhlgang mit höchst verschmitzt-kokettem Gesichtsausdruck: „Mama hat gesagt, davon sprechen wir nicht mehr." Beide erinnern sich darauf sofort an die Direktiven, welche ihnen die Mutter tags zuvor nach der ärztlichen Konsultation gegeben hatte, und gehen nicht weiter auf die Bemerkung des Kindes ein, das darüber sichtlich enttäuscht ist.

Am Spätvormittag ein Rückfall: „Mama, ich muß aufs Töpfchen." „Gut, mein Kind." „. . . Aber ich glaube, es wird nur etwas Kleines." „Schön, Ellen."

Während des Mittagessens ereignete sich dann folgendes: Ellens Eltern, in ein Gespräch vertieft, reagieren nicht sofort auf eine Anmerkung der Kleinen. Das sonst so „sanfte" Kind, das ähnliche Situationen reaktionslos hinzunehmen gewöhnt war, beginnt laut zu schreien, beantwortet die elterliche Frage nach der Ursache und alles Zureden nur mit verstärktem zornigem Weinen, läßt sich wütend vom Stuhl gleiten, wirft sich bäuchlings auf die Erde und krallt sich mit den Händchen im Teppich fest — Gesten, die bisher noch nie an dem sanften Kinde beobachtet worden waren.

Auf die Bemerkung der Mutter, ob sie sich nicht lieber ganz auf den Teppich legen wolle (der unbedeckte Boden sei doch kalt und unsauber), rollt sie sich erst trotzig vollends vom Teppich herunter; dann steht sie auf, zieht ihre Schürze aus (was sie bei dieser Gelegenheit zum ersten Male allein fertig bringt), schleudert sie wütend auf den Diwan und legt sich selbst, zornig weiterheulend, bäuchlings auf den unbedeckten Fußboden zurück, das Gesicht in den zornig-geballten Fäusten vergraben. Die Mutter versucht ihr zuzureden — völlig ergebnislos. Ellen stößt sie — noch nie dagewesenes Ereignis — mit Ellenbogen und Füßen weg und schreit weiter.

Schließlich meint die Mutter, die Kleine solle sich im Nebenzimmer austoben, um nicht das Mittagessen der ganzen Familie zu stören, und trägt das schreiende und strampelnde Kind heraus. Dort hört man es noch einige Minuten

weiterschreien und auf der Erde herumrollen, dann ganz leise herauskommen und aufs Klosett gehen, wo ihr Nachtgeschirr steht.

Nach einiger Zeit kommt sie, müde, verweint und ein wenig ängstlich-erregt, aber äußerlich ruhig ins Eßzimmer, sagt leise „sprechen wir nicht mehr davon" und bittet um ihr Essen. — Im Nachtgeschirr befindet sich die, wenn auch geringfügige, erste Stuhlentleerung, die das Kind seit der Reinlichkeitsgewöhnung ohne Anteilnahme der Familie und ohne Abführmittel vollbracht hat!

Was bedeutet dies?

Es ist der erste Tag, an dem der kleinen Ellen durch das Desinteressement, das die Erwachsenen ihren Entleerungen gegenüber zur Schau tragen, die Möglichkeit genommen ist, sich mit Hilfe ihrer Obstipation in den Familienmittelpunkt zu stellen, der erste Tag, an dem der Entleerungstrotz durch die unbeteiligte Haltung der Mutter gegenstandslos wird, an dem ihr Allmachtsgefühl und ihre Eitelkeit durch den Ausfall der gewohnten familiären Anteilnahme an ihren Entleerungen sehr gekränkt wurden. Da sucht und findet das Kind eine scheinbar geringfügige andere Ursache gleichen Affektgehalts — die Aufmerksamkeit der Eltern ist auch auf anderem Gebiet für kurze Zeit von ihr abgelenkt —, um alle enttäuschte Sehnsucht, der Mittelpunkt zu sein, allen Haß, Trotz und Eigensinn, die sie bisher gegenüber ihren nur zu willfährigen erwachsenen Gegenspielern durch die Stuhlverhaltung ausdrücken konnte, auf andere Weise zu agieren.

Sie konnte leicht ihrer sonstigen Haltung nach ein so besonders fügsames, bequemes Kind sein, solange alle oppositionellen und ambivalenten Strebungen mit Hilfe des Darminhalts zum Ausdruck gebracht werden konnten. Nun dies nicht mehr möglich war, mußten die Triebregungen und Affekte umso intensiver an anderer Stelle zum Ausdruck kommen, als der plötzliche Umschlag in der Haltung der Erwachsenen ja eine große Versagung für das Kind bedeuten mußte.

Daß die von Ellen agierte Szene aber keineswegs nur die Antwort auf diese Versagung als solche war, sondern daß sie inhaltlich und ursächlich entscheidend durch deren primären Ausgangspunkt, den Defäkationsvorgang, bestimmt war, geht aus dem Abschluß der Szene mit einer heimlichen Stuhlentleerung hervor. Nachdem die Umgebung für die Organsprache ihres Darmes taub geworden zu sein schien, entleerte sie trotzig, ohne davon Mitteilung zu machen, und wählte im übrigen neue Darstellungsformen für die gleichen Triebregungen und Affekte, die bisher an die Funktionen ihres Darmes gebunden waren.

Das Verhalten unserer Patientin stellt also eine erneute lebendige Bestätigung dar für Freuds Lehre von der psychischen Bedeutung und den seelischen Ausdrucksmöglichkeiten der Darmtätigkeit und für die wichtige Rolle, welche ihr für die Triebentwicklung und Charakterbildung des Kindes zukommt.

Die Darmträgheit des kleinen Mädchens war mit dieser ersten unvollkommenen Spontanentleerung natürlich noch nicht geheilt; sondern Ellen mußte noch einige Epochen mehrtägiger Stuhlverhaltung unter konsequenter Nicht-

beachtung der Eltern durchmachen, ehe sie einsehen lernte, daß die Zeit ihrer analen Familientyrannei endgültig vorüber sei. — Aus dem übermäßig „fügsamen", „zahmen" und obstipierten Kinde wurde dann schließlich ein sehr eigenwilliges, trotziges Mädchen mit geregeltem Stuhlgang. Die Heilung gelang hier, wie bei allen nicht durch eine primäre organische Schädigung bedingten Obstipationen, auf rein psychischem Wege, und wie bei der größten Zahl kindlicher Entleerungs-Anomalien und infantiler Neurosen überhaupt, durch eingehende aufklärende Mitbehandlung der Eltern[1].

Ellens Eltern, welche vor den mehrtägigen Verstopfungen, die sie ängstigten, immer wieder mit Zuspruch und Abführmitteln zu kapitulieren geneigt waren, stützte ich mit den Worten, mit denen Groddeck einer besorgten Mutter antwortete, als sie ihn telegraphisch um Hilfe für ihren Säugling bat, der acht Tage lang verstopft war, und die m. E. allen stuhlhypochondrischen Eltern, Erziehern und Ärzten mitgelten: „Abwarten. Es gibt ja ein Loch, da muß es heraus."

1) Eine organische Schädigung war bei unserer Patientin durch die Voruntersuchung des Kinderarztes Dr. Hirsch ausgeschlossen worden, dem ich auch an dieser Stelle (besonders für seine verständnisvolle Hilfe bei der Elternbehandlung) herzlich danken möchte.

Onaniebekämpfung vor 120 Jahren

Von Dr. Alfred Zander, Basel

Über das Verhalten der Pädagogen früherer Zeiten zur Onanie besitzen wir außerordentlich wenig Zeugnisse. Bei meinen Pestalozziforschungen stieß ich nun zufälligerweise auf einige Handschriften, die sich mit dem Probleme der „Selbstschändung" befassen.

Ein gewisser C. A. Zeller leitete 1809/1810 zwei Anstalten in Ostpreußen. (Es ist dies nicht jener Zeller, der die bekannte Anstalt in Beuggen leitete.) Dieser C. A. Zeller nannte sich einen Pestalozzianer. Pestalozzi und seine nähere Umgebung schenkten ihm aber kein großes Vertrauen. Es liegt nun der Bericht eines Lehrers vor, der die Schule Zellers mehrere Wochen besuchte und dessen bester Freund Lehrer in jener Anstalt war. Dieser Bericht, der für einen intimeren Kreis geschrieben war, gelangte in Pestalozzis Institut zu Iferten. Glücklicherweise ist auch noch der selbstgeschriebene Lebenslauf Zellers vorhanden, so daß wir einigermaßen über diesen Mann orientiert sind.

Zeller erklärte, daß jeder Knabe „geheime Sünden" habe, er wisse dies aus Erfahrung. Als er die erste Anstalt übernahm, schreibt er, seien die neun- bis dreizehnjährigen Knaben größtenteils an die Selbstbefleckung gewöhnt gewesen. Zeller stürzte sich nun mit Strenge und Energie auf die Bekämpfung der Onanie. Hören wir nun, wie dieser Mann, der beständig von „Liebe", „Menschheitswohl" und „Frömmigkeit" sprach, seinen Anstaltszöglingen die Onanie abgewöhnen wollte! „Alle wurden infibuliert, einer in Gegenwart des anderen." Ein Schüler wurde so infibuliert, daß seine Geschlechtsteile gefährlich entzündet wurden und daß er kaum mehr gehen konnte. Zeller fragte ihn, warum er sich nicht gemeldet und um Abnahme des Ringes gebeten hätte. Der Knabe gab ihm die bezeichnende Antwort: „Ich möchte mich nicht gern so oft besehen lassen." Zellers Hauschronik berichtet eine Zeitlang fast auf jedem Blatt von Infibulationen. Zuletzt schreibt er selbst, nachdem die Knaben doppelt infibuliert waren, daß er doch erfahren habe, daß alles dies nicht helfe. So ließ er die Ringe wieder abnehmen. Wenn ein Knabe zerstreut war oder blaß aussah, so waren nach Zellers Ansicht „geheime Sünden" schuld daran. Wenn ein Knabe mehr als dreimal des Tages sein Bedürfnis verrichten mußte, so war es für Zeller eine ausgemachte Sache, daß der Knabe onaniere. Das „Examinieren" verstand dieser Pädagoge ausgezeichnet. Das unschuldigste Knäblein soll „Ja, ja, ich hab's getan" gestammelt haben, ohne auch nur zu wissen, von was denn eigentlich Zeller sprach. In Zellers Tagebuch konnte man den Satz finden: „Heute nacht nach dem Schlafengehen wurde Strafkultus gehalten." Dieser „Strafkultus" war eine besondere Ausgeburt der pädagogischen Weisheit Zellers. Nach dem Schlafengehen holte man die jungen Sünder aus ihren Betten und brachte sie in die Kapelle. Dort habe es dann gebrüllt, geblitzt, und scheußliche Gestalten seien erschienen. Nach den Aussagen der Kinder müssen diese Gestalten durch eine Zauberlaterne oder durch Transparente hervorgebracht worden sein. Gelegentlich habe auch ein Gespenst den sündigen Zögling im Dunkeln ergriffen und geschlagen. Ein herzhafter Junge hätte einmal, so wird berichtet, die Hand des Gespenstes gefaßt und geschrieen: „Das ist eine große Hand, wie die Hand eines Lehrers!" Zeller brachte es auch dazu, daß sich die Knaben

„Selbstbüßungen“ auferlegten. So schreibt er in seiner Hauschronik am 1. Dezember 1809: Die Selbstbüßungen werden immer mehr Mode. Am 28. Januar 1810: Vier Knaben diktierten sich selbst 40, 50 und 55 Rutenhiebe. Weiter am 10. März 1810: Zwei Knaben haben sich selbst zur Buße so gepeitscht, daß man ihnen Einhalt tun mußte. Zeller war stolz über seinen Erfolg, er glaubte, daß nun seine Zöglinge so weit sittlich gereift gewesen seien, daß sie sich aus freiem Entschluß gestraft hätten. Allen Besuchern erklärte Zeller, daß in seiner Schule das Pestalozzische Prinzip der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit herrsche. Nach außen konnte die Anstalt glänzen, sie erhielt deshalb recht viele Lobsprüche (z. B. wurde sie von der königlich-preußischen Familie, die die Anstalt mit einem Besuche beehrte, gelobt).

Ein Kommentar zu den geschilderten pädagogischen Maßnahmen ist wohl nicht nötig. Zeller wurde von sehr frommen Eltern erzogen, erhielt seine Ausbildung in Klosterschulen und war von Beruf Prediger. Ein Kamerad von ihm berichtet, daß Zeller selbst bis zu seinem 25. Altersjahr „geheime Sünden“ trieb.

Die Zellersche Sexualpädagogik ist von Pestalozzi und seinen Mitarbeitern abgelehnt worden. Wie verhielt sich Pestalozzi dem Problem der Onanie gegenüber? Eine Zeitlang war Pestalozzis Institut unter der Leitung Fellenbergs, des Gründers der bekannten Erziehungsanstalt Hofwyl. Fellenberg bekämpfte die Onanie mit physischen Schmerzen. Dann ließ er den Knaben, die jene Gewohnheit anerkanntermaßen hatten, jeden Abend die Hände binden. Sie wurden auch besonders streng bewacht. Pestalozzis Lehrer mußten aber bald entdecken, daß Fellenbergs Vorgehen erfolglos war. Sie fanden, daß die Knaben dadurch nur den Glauben an ihre eigene Kraft verloren hätten und daß es Onanisten gab, die von der Unrichtigkeit ihres Tuns kein rechtes Bewußtsein hatten. Pestalozzi wurde um Rat gefragt. Er war der Auffassung, daß alle gewalttätigen Mittel, Bewachung und Binden, erzwungene Anstrengungen seien, die das Zutrauen und die Zuversicht der Knaben in sich selbst nur untergraben. Reichliche Bewegung, Ermüdung, mäßiges Essen, väterlicher Zuspruch unter vier Augen können allein als wirksame Mittel betrachtet werden. Für Knaben, die der Onanie verdächtig waren, verlangte er von den Lehrern besonders innige Betreuung, aber auch besondere „delicatesse“ in der Behandlungsweise. Man sah es nicht gern in seiner Schule, wenn Lehrer in sexuellen Dingen spionierten. In einer Lehrerversammlung, deren Protokoll wir besitzen, wurde die Gefahr des Erzwingens von Onaniegeständnissen besprochen. Man war der Ansicht, daß die sexuelle Erziehung sich „stillschweigend“ aus einer gesunden, religiös-sittlichen Erziehung ergeben sollte. Pestalozzi nahm gefährdete Zöglinge oft zu sich, sprach mit ihnen, gab Rat und Aufmunterung, versprach Hilfe und Verschwiegenheit. Er stellte keine Verhöre an, sondern frug ganz einfach: „Hascht mer was zu sage?“

Pestalozzi besaß unendliches Vertrauen in die Menschennatur, in die bildende Macht einer gesunden Erziehungsgemeinschaft und in die Kraft der Liebe. (Wenn er uns schalt, so geschah es, indem er uns umarmte, berichtet ein Zögling seines Institutes in Yverdon.) Pestalozzi war, nach dem Urteil derer, die ihn kannten, ein Erzieher von feinstem Taktgefühl und großem Verständnis für das Innere junger Menschen. Er war, wie sich einer seiner Mitarbeiter ausdrückte, ein „psychologischer Arzt“.

*

Quellen: Handschriften im Besitze der Zentralbibliothek Zürich. — A. Zander: Leben und Erziehung in Pestalozzis Institut zu Iferten. Aarau 1932.

Kinderbeobachtungen

In der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse Jahrg. XVII (1931), Heft 4, berichtet Martha Zulliger über zwei Beobachtungen an Kindern. Der erste Fall betrifft zwei Mädchen von acht und fünf Jahren, die es einem zehnjährigen Knaben beim Urinieren gleichtun wollen. Der heftige Penisneid des kleineren Mädchens kommt bei einem gemeinsamen Spiel (Füllen von Flaschen mit Urin) zu lebhaftem Ausdruck, als sich herausstellt, daß der Knabe es in diesem Spiel weiterbringt als die Mädchen. Es stellt sich heraus, daß die Fünfjährige Gelegenheit hatte, den Penis des Vaters zu beobachten. Sie versucht auf verschiedene Weise, dem Mangel abzuhelfen; so uriniert sie im Klosett in verkehrter Haltung, „wie die Buben", sammelt ihren Urin im Nachttopf, um zu beweisen, daß sie es ebenso gut kann wie der Knabe. Eine erste Sublimierung mit Wendung ins Weibliche zeigt sich nach diesen Mißerfolgen in einem neuerfundenen Spiel, bei welchem das Kind eine Reihe alter Saugflaschen in einer Kinderwanne badet. Die Saugflaschen sind die „Flaschenkinder". Also eine unmittelbare Bestätigung für die Gleichung Penis = Kind.

*

In einer zweiten Beobachtung tauft ein kleines Mädchen ihre neue Puppe mit dem in der Familie ungewohnten Namen „Eugen". Vor einiger Zeit war unter den Kindern über die Möglichkeit des Wahrsagens diskutiert worden. Bei dieser Gelegenheit hatte die Mutter erzählt, eine Wahrsagerin habe ihr in der Jugend prophezeit, ihr Mann werde einmal Eugen heißen. Dieser imaginäre verschmähte Eugen wurde prompt zum Puppenmann der Kleinen erwählt.

*

Im gleichen Heft berichtet Lotte Liebeck-Kirschner über einen Fall gesteigerter Kastrationsangst bei einem $3^3/_4$jährigen Knaben. Das Kind ist das jüngere von zwei Geschwistern, das ältere ist ein um zwei Jahre älteres Mädchen. Die Mutter ist bei der Geburt des Kleinen gestorben. Es kam eine Kinderpflegerin ins Haus, die sich, im Gegensatz zu den mütterlichen Verwandten, ganz einseitig auf den Knaben einstellte und das Kind maßlos verwöhnte (Überfütterung, Beibehaltung der Baby-Gewohnheiten usw). Der Knabe liebte die Kinderschwester und war sehr enttäuscht, als der Vater sich wieder verheiratete und als mit dem Erscheinen der Stiefmutter die Schwester das Haus verließ.

Zunächst blieb das Kind sehr vergnügt, äußerte ungehemmt seine sadistisch-aggressiven Phantasien gegen die Stiefmutter, mit der er aber gleichzeitig sehr zärtlich war. Nach einigen Wochen wurde das Kind schwieriger, mißmutig, depressiv, frühere starke Schauwünsche und die sadistischen Phantasien lassen nach; das Kind wendet sich deutlich dem Vater zu. Ein Traum: *„Ein Mann kam und schnitt Mutti alle Haare ab"* leitet eine neue Phase ein. Die

depressive Stimmung geht zurück, die sadistischen Phantasien werden wieder lebhafter und verbinden sich mit Äußerungen gesteigerter Analerotik. Gleichzeitig entwickelt sich aber als umschriebenes Symptom eine Scheu davor, sich nackt sehen zu lassen. Schwierigkeiten beim Einschlafen konnten nur beseitigt werden, wenn ein zärtlich geliebter Gummi-Elefant zuvor sorgfältig eingewickelt mit ins Bett genommen worden war. Die bisherige Schaulust ist ersetzt durch Schauangst; er will die Stiefmutter nicht mehr wie früher turnen, ihr beim Umkleiden nicht mehr zusehen.

Der Stiefmutter gegenüber bestand ausgesprochene Ambivalenz, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die geliebte Kinderschwester nicht mehr wiederkam. Die gerechte Behandlung beider Kinder gegenüber der von der Kinderschwester geübten einseitigen Bevorzugung des Knaben wurde von ihm als Zurücksetzung durch die Stiefmutter empfunden. Das ältere Schwesterchen begann sich nun gegen die Aggressionen des Knaben zur Wehr zu setzen, was dessen Angst vor der „mächtigen“ Frau erhöhte. Diese Angst vor der Frau, die ihm das bisherige Ausleben seiner Aggressionen gegen die Umgebung erschwerte, trug die Hauptschuld an den Depressionen, die verstärkt wurden durch die Beobachtung der Penislosigkeit der Schwester.

Gelöst wurden Angst und Depressionen durch ein allmähliches Überwiegen der positiven Beziehung zur Stiefmutter, die ihn mit Erfolg zum Urinieren im Stehen und damit zur Entwicklung seiner Männlichkeit aufmunterte. Auch die beruhigende Aufklärung über den Geschlechtsunterschied tat ihre Wirkung.

Eine vorübergehende harmlose Magenerkrankung, die ihn zum verwöhnten Kinde macht, bringt ihm Liebesbeweise von der Umgebung ein und beweist ihm, daß die Menschheit nicht so schlimm sei, wie er befürchtet hatte. Damit ist sowohl die Nacktheitsscheu wie das Ritual beim Einschlafen endgültig aufgelöst. Auffallend schnell entwickelt sich aus dem Baby ein kräftig aufwachsender Junge mit zielgerichteter Aktivität. Der mißmutige, depressive Ausdruck und die bisherige Überlebhaftigkeit sind ebenfalls geschwunden.

Dr. F. Sch.

BERICHTE

Bücher

Bericht des Allgemeinen Ärztlichen Kongresses für Psychotherapie, Baden-Baden, 26.—29. April 1930. Herausgeg. i. A. d. Allg. Ärztl. Ges. f. Psychotherapie von Prof. Dr. E. KRETSCHMER und Dr. W. CIMBAL. Leipzig, S. Hirzel, 1930.

Für den psychoanalytisch-pädagogisch Interessierten bietet der Kongreßbericht wertvolle Gesichtspunkte in zweifacher Richtung. Der Vortrag von Hauer, Tübingen, wirft die Frage auf, wie die Ostvölker in der Yogalehre und im Buddhismus Psychotherapie intuitiv und durch Erfahrung fanden und lehrten. Die anderen 31 Referate und Vorträge zentrieren sich um die Probleme der Vorbeugung, Entstehung und Behandlung der Zwangsneurose.

Hauer, der selbst jahrelang in Indien lebte, zeigt, daß der Osten — im Gegensatz zum Westen — stets das Fundament der Erziehung in der Disziplinierung unbewußter Tendenzen sah. Die östlichen Versuche, dem logischen Intellektualismus und der Dissozialität vorzubeugen, zielten darauf hin, „die unerschütterliche Stätte" im reifen Menschen zu schaffen, von der aus er seine äußere und innere Welt in ihrer Relativität und Realität erkennt, erträgt und zu seiner Vervollkommnung ausnützt. Der Annahme Hauers von der wesentlichen Identität von Yogalehre und Buddhismus widersprechen allerdings Veröffentlichungen von Paul Dahlke, der als Arzt und Mönch lange in Indien gelernt und gelehrt hat. Es ist hier nicht der Ort, die von Alexander 1922 aufgeworfene Frage zu verfolgen, inwieweit Buddhas Versenkungslehre innerlich verwandt ist mit modernen tiefenpsychologischen Auffassungen. Vor allem müßte das — auch damals — und neuerdings von Hauer aufgeworfene Problem der Analogie oder Identität schizophrener Veränderungen und Versenkungsveränderungen neu überprüft werden. Alexander ging damals von einem falschen Fundament bei der Kennzeichnung des Buddhismus aus. Hauer vermutet in seinem Referat, daß es sich bei der östlichen Psychotherapie und Meditation nicht um Spaltungsprozesse des „Ich" handelt. Leser, die hier weiter vordringen wollen, seien verwiesen auf Dahlkes Buch „Der Buddhismus", herausgegeben von Driesch (Reinecke, Leipzig 1926), auf die „Beiträge zur Philosophie und Psychologie" Heft 1—3, herausgegeben von Oesterreich (Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1928), auf Alexanders Arbeit in der „Imago" IX. 1923 und Dahlkes Erwiderung in der Zeitschrift „Die Brockensammlung" Berlin 1923/24. Hauer nimmt an, daß die tiefen Rätsel des menschlichen Daseins nicht mehr gelöst sind als damals vor 2500 Jahren beim Hervortreten der Yogalehre.

Horney, Schultz-Henke und Simmel hielten über Zwangsneurose Vorträge bezw. Referate. Horney nimmt klar Stellung zu den wesentlichsten Behauptungen und Formulierungen der verschiedenen psychologischen und psychiatrischen

Schulen, die außerhalb der Freudschen Forschung selbständige Theorien entwickelten. Sie betont, daß die Forscher außer und nach Freud zur Aufhellung der Frage verhältnismäßig wenig beitrugen, vor allem deshalb, weil sie an dem Grundfehler kranken, sich mit der Aufdeckung zu allgemeiner Kräfte und Inhalte der Neurose zu begnügen. Sie kennzeichnet dabei die Ablenkungsversuche der Adlerschen Schule von der wissenschaftlichen Kleinarbeit, die nötig ist, um weiterzukommen, die Tendenz einiger Psychiater, statt des Trieblebens die Religion verantwortlich zu machen und die Polemik Stekels gegen Freud. Daß die psychoanalytische Forschung hier noch im Anfang steht und deshalb außer der allgemeinen Prophylaxe der Neurose keine spezifische für die Zwangsneurose angeben kann, ist bedauerlich, kann ihr aber nicht zum Vorwurf gemacht werden. „In dieser Verlegenheit bietet sich vielen ein anderer Ausweg dar, der durch das Schlagwort: Erziehung zu innerer Freiheit, gekennzeichnet wird. Es ist trotz der vielen Anpreisungen dieses Weges, die wir auf dem Kongreß gehört haben, unverständlich geblieben, wie man diesen erstrebenswerten Weg zu gehen habe; und es bleibt mir nichts übrig, als zu schwanken zwischen einem Neid auf Menschen, die genug Selbstgefühl zu solchem Vorgehen haben, und einem leisen Verdacht, es könnte den Psychotherapeuten hier ähnlich gehen wie den Müttern, die die selbstverständliche Überzeugung haben, daß sie eine natürliche Fähigkeit zum Erziehen haben. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß wir im ganzen noch sehr wenig von der Zwangsneurose wissen, daß ihr spezifisches Gepräge aber sicher weder in den besonderen Triebansprüchen, noch in den Gewissensansprüchen, noch in dem Konflikt zwischen beiden zu finden ist, sondern in der besonderen Art der Verarbeitung des Konfliktes."

Schultz-Henke schließt aus seinen Krankenbeobachtungen auf eine konstitutionelle Grundlage in dem Sinne, daß der betreffende Mensch in frühester Kinderzeit eine originäre Anlage zu gewalttätiger Motorik besaß. Seine Aktivität wurde damals moralisch oder physisch aus ihm herausgeprügelt, moralisch z. B. durch Konflikte zwischen den Eltern, die auf das Kind den Eindruck völliger Hoffnungslosigkeit aller menschlichen Ordnungen machten; physisch im Sinne der Stekelschen Auffassung eines bestimmten Verhältnisses der Eltern, das wie Verprügeltwerden wirken könne.

Das Referat Simmels über Zwang führt weit in psychiatrische Sonderprobleme hinein und eignet sich in unserem Zusammenhang nicht zur kurzen Wiedergabe. Pädagogisch wichtig ist folgende Äußerung: „Welche ‚Strafe' wäre aber gerechter für den zwanghaften Rechtsbrecher, wie auch gleichzeitig gesünder für die Gesellschaft, als eine Verurteilung desselben zu einer vielmonatlichen Kur in einer geschlossenen psychoanalytischen Anstalt? — Den Charakter der Gemeingefährlichkeit kann man allerdings der Rauschgiftsucht in Anbetracht ihrer zunehmenden Frequenz nach Kriegsende nicht absprechen. Nicht nur die Tatsache, daß der einzelne Süchtige, durch den Zerfall seines Ichs, nur noch mittels des Rauschgiftes an das Leben gebunden, charakterlich deformiert, vor keinem antisozialen Mittel zurückschreckt, um sich in den Genuß seiner Sucht zu setzen, erscheint beachtenswert, sondern auch die Tatsache, daß die Sucht in Anbetracht der materiellen und psychischen Situation der heutigen Generation sich ansteckend auswirkt. Denn der Süchtige hat zwanghaft die Tendenz, einen anderen zur Sucht zu verführen — mit ihm gemeinsam zu spritzen, gemeinsam zu trinken. Das sind, wie meine Analysen unzweideutig ergeben, unbewußte Versuche, den introvertierten Haß wieder nach außen zu wenden — den anderen an Stelle des eigenen Ichs zu vergiften oder doch dem Sexualrausch der

Gemeinsamkeit statt dem der Einsamkeit zu erliegen. — Der Süchtige will sich im anderen, den anderen in sich aufzehren und so letztlich seine Ich-Schranke verlieren wie das Kind im Mutterleib. — Die heutige Zeit kommt dieser libidinösen Flucht vor der Gegenwart in eine primitive Urzeit der Ontogenese sehr entgegen. Denn im Erlebnis des Weltkrieges ist phylogenetisch die Kulturwelt auf dieselbe Stufe des Kannibalismus, des Sich-gegenseitig-im-Rausch-Aufzehrenwollens, zurückgeworfen. Die hier eingestürzten Verdrängungsschranken sind bei vielen von uns noch nicht wieder zu festen Dämmen aufgerichtet. Hierin liegt die historische Erklärung, warum gerade durch den Krieg und seine Nachwirkungen die Zahl der Zwangskranken wie auch die der Suchtkranken und der Kriminellen immer noch im Steigen begriffen ist."

Die übrigen Referate geben Aufschluß über eine Fülle von Beobachtungen, Erfahrungen und Theorien. Am stärksten treten die Ergebnisse der Stekelschen Schule hervor. Sie sieht in der Zerstörung der Autorität und in der Auswirkung unglücklicher Ehen auf das heranwachsende Kind Hauptgründe für die Zunahme zwangsneurotischer Symptome. Der Leser wird gut tun, nach Lektüre des Kongreßberichtes die Abhandlung von Fenichel zur Hand zu nehmen in seinem neuen Buch über „Hysterien und Zwangsneurosen" (Wien 1931). **Meng, Frankfurt a. M.**

FOREL-FETSCHER: Die sexuelle Frage. Verlag von Ernst Reinhardt in München.

Fußend auf der Grundeinteilung des vor 25 Jahren erschienenen und in 200.000 Exemplaren verbreiteten Forelschen Buches hat Fetscher eine beträchtliche Umarbeitung und Überarbeitung aller Abschnitte vorgenommen. Er schickt eine Skizze über Forel voraus und behandelt dann in 19 Kapiteln die biologischen, ethnologischen, sozialen, soziologischen, religiösen, rechtlichen, medizinischen, ethischen und künstlerischen Probleme vom Standpunkt des Sexualforschers aus. Ein Sonderkapitel ist der sexuellen Frage in der Pädagogik gewidmet. Die meisten Forderungen, die die Autoren hier aufstellen, fallen mit denen der psychoanalytischen Pädagogik zusammen. Es wird vor allem hervorgehoben, daß der Erwachsene in der Erziehung des Kindes meist die gleichen Fehler macht, unter denen er gelitten hat oder leidet, und daß er im allgemeinen den Zugang zum Gefühlsleben des Kindes sich versperrt, so daß das Kind das Vertrauen zum Erzieher verliert. Die Aufklärung kann nicht früh genug einsetzen das Kind soll alles, was es überhaupt verstehen kann, in einer ihm angepaßten Form erfahren, jegliche Prügelstrafe wird unbedingt abgelehnt. Auf die Stellung der Autoren zur Nacktkultur als pädagogischem Problem wird hier deshalb nicht eingegangen, weil die Leser dieser Zeitschrift die Meinung der psychoanalytischen Pädagogen aus dem Sonderheft über Nacktkultur kennen. Die Streitfrage über die sexuelle Aufklärung durch die Schule würde leichter lösbar sein, wenn nach dem Vorschlag Pfisters psychoanalytisch denkende Schülerberater tätig wären.

In den übrigen Kapiteln des Werkes werden manche Erkenntnisse der Psychoanalyse verwertet, sie selbst bei Besprechung der Ehe und der Potenzstörungen eingehender gewürdigt (Inzestscheu, Kastrationskomplex). Für die Therapie der sexuellen Perversionen schlagen diese Autoren seelische Behandlung vor: „Kathartisch-analytische Vorbeugung und Entfernung eingeklemmter Affekte durch hypnotische Suggestion, unter Umständen in Verbindung mit Psychoanalyse."

Forels Arbeit für eine gesunde Aufklärung, über die Bedeutung des Sexuallebens für das Schicksal des Einzelnen und der Menschheit darf nicht unterschätzt werden. Seine Leistung, der Öffentlichkeit ein Werk vorzulegen, in dem er unerschrocken für die Gleichberechtigung der unehelichen mit den ehelichen Kindern eintritt, ebenso für früheste sexuelle Aufklärung, für Ehereform und für eine Bekämpfung jeder sexuellen Not, ist im Jahre 1904 eine große Tat gewesen. Er half mit, Vorurteile wegzuräumen, die viel Unglück und Krankheit mit sich brachten.

Heinrich Meng, Frankfurt a. M.

Mitteilung an die Mitarbeiter

Die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" bereitet ein Sonderheft über

Spielen und Spiele

vor, das möglichst schon im Frühjahr erscheinen soll. Die Schriftleitung bittet die Mitarbeiter, ihre Beiträge für dieses Sonderheft so rasch als möglich Herrn Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7, einzusenden, bzw. Beiträge, die noch in Vorbereitung sind, ihm (mit Angabe des Titels, des ungefähren Umfangs und des ungefähren Zeitpunkts der Fertigstellung) anzukündigen.

*

Das Heft 2/3 des VI. Jahrgangs (Februar—Märzheft 1932) erscheint im März als Sonderheft:

Die Psychoanalyse des Kinderzimmers von Alice Bálint

Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
(„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien, I., In der Börse.

Register zum V. Jahrgang

Inhalt des V. Jahrganges

BERICHTE

Bücher
